



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Siebentes Buch. Der Donaukreis

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Siebentes Buch

Der Donaufreis

Bandkeramik

Ein ganz anderer Stil als in West- und in Nordeuropa ist in Mitteleuropa zu Hause, oder, wie wir nach seiner weiten Erstreckung gegen Osten treffender sagen können, im Donaufreise. Gegenüber dem zu Anfang ornamentlosen Lederstile des Westens und dem desto reicher verzierten Korbflechtstile des Nordens herrscht an der Donau der reine Kürbisstil, d. h. die Form des Kürbisabschnittes ist in den Tongefäßen so echt wie nirgend sonst bewahrt, und die Verzierung ist ganz aus der Art erwachsen, wie man den Kürbis selbst behandelte, nämlich durch Einritzung, so daß die weiße Unterschicht hervortrat, die man nun beim Tongefäß durch Inkrustation nachahmte.

Die Keramik ist wieder das Hauptkriterium für die Kultur, und sie tritt hier derart bestimmend auf, daß wir sie an die Spitze der Betrachtung stellen müssen.

Bandkeramik nennt man die Töpferei dieses Kreises, weil es nicht Linien, sondern Bänder sind, die sie zur Verzierung verwendet. Sie zerfällt in zwei Gattungen. Die eine zeichnet in Ritzlinien Spiral- und Mäandermuster auf die Fläche und heißt danach Spiral-Mäander-Keramik (Abb. 78 a, b, c), die andere punktiert in Strichelnchen Doppellinien ein, die offenbar zusammen eine Schnur darstellen sollen, und bildet aus ihnen Bänder bis zu 5 Paaren solcher Linien. Das Muster, das sie darstellen, ahmt eine Umschnürung des Gefäßes, die es tragbar machen sollte, nach. Konnte man das immer schon vermuten, so hat es neuerdings Lehner an seinem schönen Materiale von Plaidt bewiesen¹⁾. Es gibt Töpfe, die am oberen Rande 3 Knöpfe haben und zwischenständig an der Bauchweite wieder 3 Knöpfe. Im Zidzad zieht sich dann vom oberen zum unteren Knopf und wieder zum folgenden oberen ein in Relief aufgelegtes Band, das die alte tatsächliche Umschnürung anzeigt, und einen Schritt weiter wird dies Band dann in Punktlinien dargestellt (Abb. 78 d, e, f). Diese Gattung wird Stichbandkeramik oder nach dem ersten Fundorte, an dem sie (bei Worms) geschlossen auftrat, Hinkelsteinkeramik genannt.

Die beiden Gattungen der Bandkeramik treten uns in ihren einfacheren und

¹⁾ Bonner Jahrb. 122 (1913), S. 284 f.

natürlicheren Formen und Verzierungen an der mittleren Donau, in Württemberg, Bayern und Österreich, einschließlich Mähren und Böhmen, entgegen und haben daher offenbar hier ihre Heimat. Es ist auch mehrfach stratigraphisch festgestellt, daß unter ihnen keine ältere Gattung liegt. Die Spiralkeramik hat reineren Kürbisstil als die Hinkelsteiner. Sie verwendet zumeist die einfache halbkugelige Schale, daneben nur noch die Birn- oder Flaschenform, die sich beim höheren Abschnitt des Kürbis ergibt. Als Verzierung pflegt ein großes liegendes S auf jeder Seite des Gefäßes angebracht zu sein. Zuweilen ist ein Halbmond oder Dreieck zur Raumsfüllung dazwischen verwendet, zuweilen auch schlingen sich horizontale oder vertikale Bänder hindurch. Die Spiralbänder selbst sind durch eine Mittellinie oder durch Punkte oder Schraffierung als etwas Festeres vom leichten Grunde abgehoben. Öfter befinden sich Knubben, auch vertikal durchbohrte, an der weitesten Stelle des Bauches zur Anbringung einer Schnur.

Die Hinkelsteinkeramik ist komplizierter. Wohl geht auch sie von der einfachen Halbkugelschale und Birnflasche aus, aber daneben steht ein beutliger Becher oder Napf und ein trichterförmiges Gefäß mit Fuß, das vielleicht auch ein Becher, vielleicht aber ein Untersatz ist. Diese beiden Formen haben Verwandtschaft mit der westeuropäischen Keramik. Auch der Napf und das Schälchen kommen unverziert in Formen vor, als ob sie aus einem Lederlappen hergestellt wären¹⁾. Die Verzierung dieser Keramik zeigt sich am einfachsten und natürlichsten in Böhmen. Hier herrschen reine Umschnürungsmuster, und sie sind stets in Doppelreihen aus Strichelchen eingestochen. Bei ihrer Ausbreitung gegen Westen sind die Ziermotive entartet. Das große umlaufende Zickzackband hat sich zu Rhomben verdichtet, und an die Stelle des Punktierens ist das Einfrähen getreten (Abb. 78g, h, i). Gerade hier im Westen, wo bei Worms die verschiedenen handkeramischen Gattungen am genauesten erforscht sind, lernen wir aber auch schwerwiegende Unterschiede zwischen ihren ganzen Kulturen kennen. Sie laufen daraus hinaus, daß die spiralkeramischen Gräber mehr süd-, die Hinkelsteiner mehr nordeuropäischen Charakter tragen. Die Spiralkeramik (in Glomborn) z. B. findet sich bei Hockerbestattungen, die Hinkelsteiner bei gestreckten Skeletten. In den spiralkeramischen Gräbern ist häufig die Beigabe von Röteln, von der Cypraea-Muschel aus dem Indischen Ozean, gelegentlich auch von Elfenbeinnägeln, was alles in den Hinkelsteingräbern nicht beobachtet ist. Auch daß hier bei Worms Spiral- und Hinkelsteinkeramik keineswegs, wie sonst häufig, miteinander gemischt, sondern durchaus getrennt vorkommen, zeigt, daß wir es mit verschiedenen Leuten zu tun haben.

Die Kunde der letzten Jahrzehnte haben uns eine beträchtliche Ausbreitung der beiden handkeramischen Gattungen erkennen lassen. Sie sind den Rhein hinuntergegangen bis nach Köln und von da nach Belgien hinein. Die Spiralkeramik zeigt sich hier mehrfach etwas abgewandelt: bei Plaidt und Lüttich hat

¹⁾ Köhl, Zeitschrift 1903, Taf. I a 4, 7, 9, 10, 12, 13.

Bandkeramik

sie breite schraffierte Bänder, bei Köln lassen sich sogar vier Arten unterscheiden. Im Osten hat sich die Bandkeramik von Böhmen und Mähren aus in einer großen Welle durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend geworfen, so daß letzte

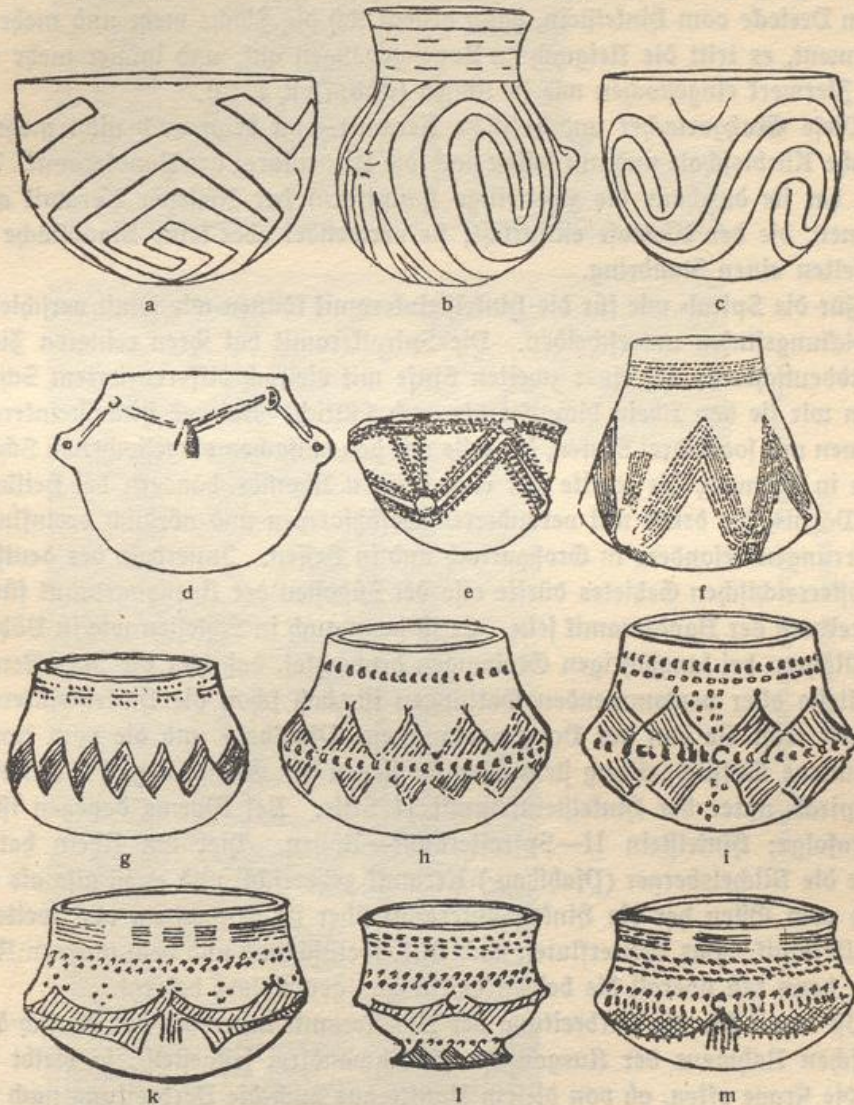


Abb. 78. Bandkeramik. a b c Glomborn bei Worms, d e Plaidt am Rhein, f Monsheim bei Worms, g h i Heilbronn, Hinkelstein, Heilbronn, k l m Erstein, Straßburg, Lingolsheim (Elfaß). Größe durchweg $\frac{1}{4}$.

Ausläufer östlich und südöstlich von Braunschweig die Grenze der Megalithkultur erreichen, anderseits sind sie die Oder und Weichsel hinuntergegangen bis an die Ostsee.

Die Hinkelsteinkeramik hat dann noch eine dritte Entwicklungsstufe erreicht,



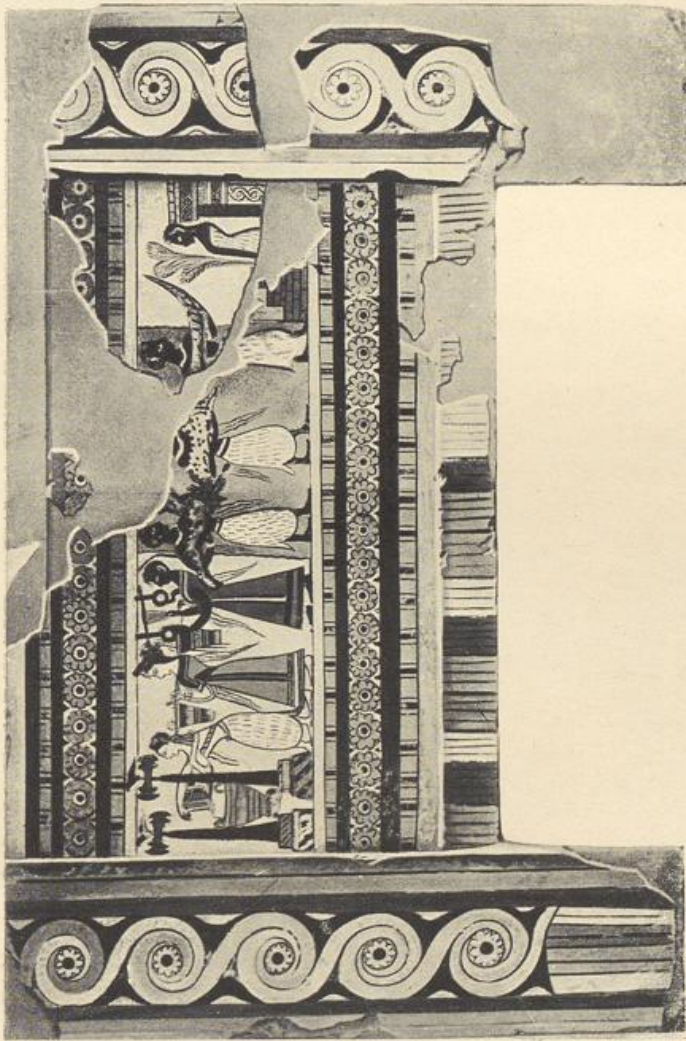
unter starker Beeinflussung von Rössen. So sehen wir sie in Großgartach bei Heilbronn, in Friedberg i. W. und in Eberstadt bei Gießen. In Großgartach ist der Übergang gut zu verfolgen. Am Bauchknick sitzen zunächst noch die schraffierten Dreiecke vom Hinkelstein, dann bedeckt sich die Fläche mehr und mehr mit Ornament, es tritt die Neigung zu Bogengehängen auf, und immer mehr wird alles Zierwerk eingestochen wie in Rössen (Abb. 78 k, l, m).

Diese Großgartacher und hessische Keramik zeigt denn auch nicht mehr die einfache Kürbischale und nur selten noch die Birnenform der Bandkeramik. Vielmehr hat sie durchaus die zweiteilige Hauptform der Rössener Keramik angenommen, die der Kielvase entspricht; sie verwendet aber keine Standfläche und nur selten einen Standring.

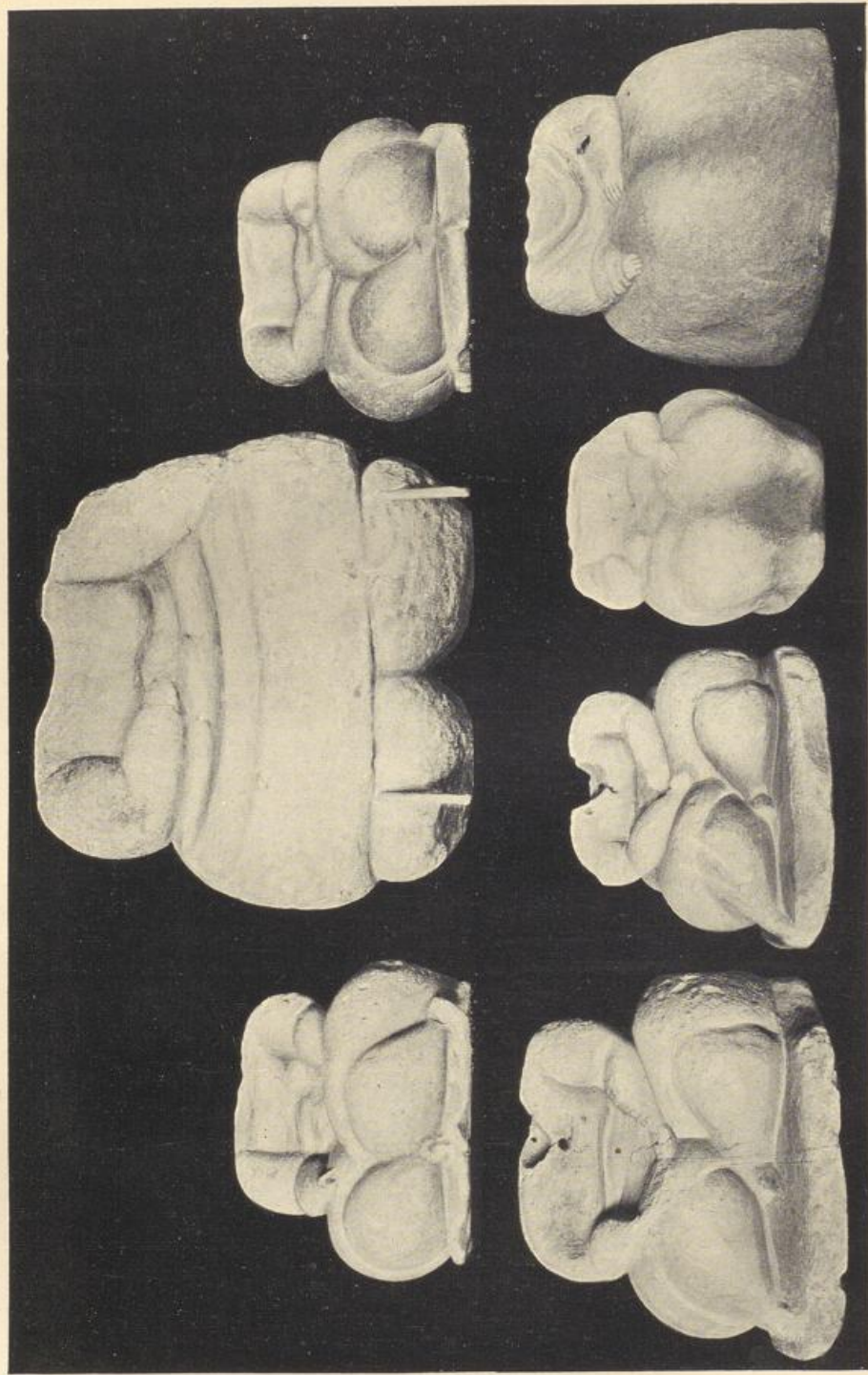
Für die Spirale wie für die Hinkelsteinkeramik können wir somit verschiedene Entwicklungsstufen unterscheiden. Die Spiralkeramik hat ihren reineren Zierstil in Süddeutschland, auf einer zweiten Stufe mit vielfach differenziertem Schmuck finden wir sie den Rhein hinunter bis nach Lüttich. Bei der Hinkelsteinkeramik erkennen wir sogar drei Stufen, die erste mit den einfachen eingestochenen Schnurlinien in Böhmen, die zweite mit eingekrahten Rhombenbändern bei Heilbronn und Worms, die dritte mit veränderten Gefäßformen und nördlich beeinflussten Verzierungen besonders in Großgartach und in Hessen. Innerhalb des deutschen und österreichischen Gebietes dürfte also der Südosten der Ausgangspunkt für die Verbreitung der Bandkeramik sein. Es ist denn auch in Schlesien wie in Böhmen und Mähren bei langjährigen Grabungen beobachtet, daß hier die Spiralkeramik die älteste aller vorkommenden Gattungen ist, daß schon die Hinkelsteinkeramik und erst recht die von der Donau gekommene Pfahlbau- und die vom Norden gekommene Tiefschichtgattung stets über ihr liegen¹⁾. Ebenso liegt bei Heilbronn die Spirale unter der Hinkelsteinkeramik II. Stils. Bei Worms dagegen ist die Reihenfolge: Hinkelstein II—Spiralkeramik—Rössen. Hier am Rhein hat als älteste die Michelsberger (Pfahlbau-) Keramik geherrscht, und es ist also als erste Welle vom Osten her die Hinkelsteinkeramik über sie gekommen, als zweite die Spiralkeramik. Das Weiterfluten nach Mitteldeutschland und dem unteren Rhein haben dann fast überall die beiden Gattungen gemeinsam besorgt.

Ist damit für die Verbreitung der Bandkeramik innerhalb des deutsch-österreichischen Rahmens der Ausgangspunkt einwandfrei festgestellt, so bleibt doch noch die Frage offen, ob von diesem Punkte aus auch die Verbreitung nach dem Südosten vor sich gegangen ist, oder nicht etwa umgekehrt, wie viele annehmen, die Bandkeramik ihre Urheimat an der unteren Donau gehabt habe und von da erst an die mittlere heraufgekommen sei. Dieser Frage wollen wir aber erst näher-

¹⁾ Für Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Breslau 1915, S. 1—89. Für Mähren: Pallardi, Wiener Prähist. Ztschr. I (1914), S. 4. Die Reihenfolge ist: 1. Spiralkeramik, 2. Hinkelstein, 3. bemalte Keramik, 4. Pfahlbau mit nordischem Einschlag, 5. Schnurkeramik. Für Böhmen hat Buchtela dieselbe alte Grundlage der Spiralkeramik festgestellt: Vorgeschichte Böhmens 1899, S. 16 ff.



Bemalter Sarkophag von Hagia Triada auf Kreta.
Lang- und Schmalseite.



Kultfiguren (Ährenbilder) von Hagjar Kim auf Malta. Etwa 1/s.

treten, nachdem wir die Begleiterscheinungen der Bandkeramik, vor allem die zu ihr gehörigen Häuser und Gräber kennengelernt haben.

Die Häuser

Über die Häuser der Bandkeramik hat lange Streit geherrscht, ob sie oval oder ganz unregelmäßig oder vielmehr rechteckig gewesen seien. Köhl-Worms behauptete nur rundlich unregelmäßige Gruben zu finden, während Schliz bei Heilbronn rechteckige Grundrisse sogar gelegentlich mit Pfostenlöchern in den Ecken aufwies. Sie sind jedesmal mit ihrer ganzen Bodenfläche in die Erde senkrecht eingetieft und zuweilen in mehrere Räume geteilt. Der Herd befindet sich im Hause, um ihn an den Wänden sind öfter Lehmbanken ausgespart.

Der Streit ist heute entschieden. Am Frauenberg nächst Marburg (Taf. XXVI 1), in Hertshheim bei Nördlingen und besonders in Lindenthal bei Köln hat sich gezeigt, daß die bandkeramischen Häuser kleine runde oder ovale Gruben gewesen sind, von Stangen umstellt, die offenbar oben zu einem Zelt-dache zusammengefaßt wurden. Wo eine rechteckige Form auftritt oder starke Pfosten verwendet werden, liegt schon nordischer Einfluß vor, wie ihn ja für Gr. Gartach bei Heilbronn und Erstein bei Straßburg die Rössen verwandte Keramik an die Hand gibt (s. oben Abb. 78 k, l, m).

In Hertshheim wie in Lindenthal sind in der Siedlung neben diesen kleinen rundlichen Häusern große rechteckige Bauten 6 m breit und 20, ja 30 m lang gefunden mit mächtigen Pfosten. Das waren aber klar ersichtlich Scheunen, in denen die Ernte, wie sie vom Felde kam, untergebracht wurde. In Köln-Lindenthal hat sich uns das ganze Bild einer bandkeramischen Siedlung, die auch von Wall und Graben umzogen war, entrollt. Wo die Scheunen stehen, haben ursprünglich nur ein paar Wächterhäuschen dazwischen gestanden, und die Siedlung lag weiter ab. Nachher erst breitete die Siedlung sich auch über dies Gelände aus, die großen Scheunen verschwanden dann, und an ihre Stelle traten kleine, aber ebenfalls rechteckige Speicher zur Aufnahme des schon gedroschenen Getreides. Der Verlauf dieser Entwicklung wird durch vier Perioden der Keramik bezeichnet

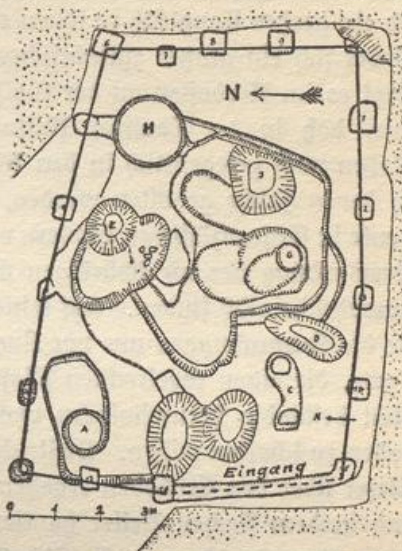


Abb. 79. Haus von Lixdorf bei Edartsberga 1:200.

¹⁾ Anzeiger für Elßß. Altertumskunde 1910, S. 78 ff. (Berju.)

und läßt sich auf 200—300 Jahre abschätzen, die ganze Dauer der Bandkeramik überhaupt taxiert Buttler daraufhin auf nicht mehr als 500 Jahre ¹⁾).

In Lißdorf bei Edartsberga habe ich 1911 zwei Häuser freilegen können, die innerhalb des nordischen Rahmens von Pfostenlöchern die große Zahl unregelmäßiger Gruben aufwiesen, wie sie auch sonst, bei Worms, bei Gießen, bei Göttingen, ganz gleichartig beobachtet sind. Sie haben offenbar als Vorratsräume unter dem hölzernen Fußboden gedient. Manche haben durchaus die Form, als ob ein großes Tongefäß in ihnen eingegraben gewesen wäre, ziemlich regelmäßig findet sich ein großes zylindrisches Loch wie für eine Wassertonne. In Lißdorf liegt es im Nordosten an der kühlfsten Stelle des Hauses (Abb. 79 H). Bedenken wir, daß in der Lausitzer Kultur (Buch bei Berlin), sich Gefäße unter dem Boden noch gelegentlich in den Häusern gefunden haben und daß Wasserbeden, in denen Fische gehalten werden, durch eine Fußbodenklappe verschlossen, noch heute in südfranzösischen Häusern vorkommen ²⁾, so werden wir die angenommene Verwendung der merkwürdigen Gruben in den bandkeramischen Häusern nicht unwahrscheinlich finden. Auf keinen Fall ist die höchst unregelmäßige Fläche, wie sie die Ausgrabungen uns vor Augen stellen, der Fußboden des Hauses gewesen. Leute, die einen regelrechten Pfostenbau für ihr Haus errichten, werden in ihm nicht beständig herumstolpern wollen, sondern sich auch einen glatten Holzfußboden zu schaffen wissen. Vielleicht war der Fußboden einen halben oder ganzen Meter über den Erdboden erhoben, so daß man unter ihn wenigstens einkriechen und in dem flachen Keller hantieren konnte ³⁾. Diese Lißdorfer Häuser waren jedes etwa 8:10 m groß (Abb. 79). Der Herd lag nach südlicher Sitte außerhalb des Hauses, ebenso wie er es auch bei den kleinen Rundhütten immer tut.

Die Gräber

Ein paarmal sind in den wannenförmigen Gruben dieser Häuser Brandgräber zutage gekommen, so bei Frankfurt a. M. und in Diemarden bei Göttingen. Diese Brandgräber von besonderer Beschaffenheit bilden eine Eigentümlichkeit der westdeutschen Bandkeramik. Sie traten zuerst alle Welt überraschend auf, als das Gelände, das der Erweiterung des Frankfurter Hafens zum Opfer fallen sollte, vorher archäologisch durchforscht wurde und sich dabei eine Reihe schüsselförmiger schwacher Gruben ergab, in denen sich neben wenigen verbrannten Menschenknochen und bandkeramischen Scherben regelmäßig eine Halskette aus kleinen, vom Wasser flach geschliffenen ovalen Steinchen, zum Teil mit Punktverzierung, zuweilen auch nur ein dreieckiger Anhänger fand. Es waren die ersten neolithischen Brandgräber, die man in jenen Gegenden kennenlernte, und auch

¹⁾ Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 78f. Die Publikation von Buttler ist im Druck.

²⁾ O. Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren (1917), S. 19.

³⁾ So hat auch Sorrer schon für seine große Hausgrube von Stühheim angenommen.

Ausdehnung gegen Osten

die Kettchen waren etwas ganz Neues. Sie sind nachher zahlreich auch in der Nachbarschaft bei Butterstadt, Hanau und in Spuren bis Göttingen hin aufgetreten¹⁾. Dabei zeigte sich schon mehrfach, daß diese kleinen Gräber auch auf dem Boden der Wannengruben neolithischer Häuser vorkamen, und zwar in einer Art, daß die Bestattung vorgenommen sein mußte, während das Haus noch in Benutzung war und blieb. Beispiele für solche Brandbestattung in neolithischen Häusern zeigten sich dann weiter bei Niederurf in Niederhessen, bei Cassel, bei Göttingen, bei Loßwitz in Sachsen.

Körperbestattung im Keller des Hauses hatte die westeuropäische Kultur schon aufgewiesen²⁾, ja wir konnten Ähnliches bis in die paläolithische Zeit zurückverfolgen (Mentone). Daß nun die Brandbestattung bei ihrem ersten Auftreten sich in Westdeutschland und vielfach in den Häusern zeigt, ist wohl kein Zufall. Das Rheinland gehört neolithisch zum westeuropäischen Kreise, es hat, wie der Michelsberg, wie Mundolsheim und manche andere Stätten zeigen, schon die Körperbestattung im Hause gekannt. Gerade die Hausbestattung aber legt aus hygienischen Rücksichten den Übergang vom Begraben zum Verbrennen besonders nahe. So war für den Übergang hier eine starke reale Anregung vorhanden, während man im nördlichen und östlichen Deutschland, wo das Bestatten im Hause nicht Sitte war, schwerlich von sich aus auf einen solchen Wechsel gekommen wäre.

Daß in der Wormser Gegend für die etwas ältere Periode der reinen Bandkeramik Körperbestattung herrschte, für die Spiralkeramik etwas anders als für die Hinkelsteiner, ist oben schon gesagt worden. Sonderbar erschien bisher und unverständlich, daß bei Heilbronn sowohl wie in Thüringen sich zu den bandkeramischen Siedlungen gar keine Gräber finden wollten. Die zutage tretenden Gräber enthielten immer nur Schnurkeramik. Jetzt werden wir mit G. Wolff die Erklärung wagen dürfen, daß die bandkeramischen Gräber wahrscheinlich dieselben kleinen Brandflecke sein werden und wegen ihrer Unscheinbarkeit bisher bei den Acker- und Forstarbeiten nicht beachtet.

Ausdehnung gegen Osten

Sehr weit ausgelaufen ist die Bandkeramik gegen Südosten. Sie zieht die Donau hinunter, und indem ihre Verzierung sich auf diesem Wege in Malerei umsetzt, führt sie in dem großen Kreise von Siebenbürgen, Rumänien, Südrußland und Bulgarien eine neue eigenartige Kulturblüte herauf. Die Keramik hat hier eine so hohe Stufe erklommen, daß sie mit ihrem hellgelben oder hellrötlichen, feingeschlemmten Tone, dem die Gefäßwand ganz gleichmäßig durchdringenden Brande und der in mehreren Farben, Weiß und Rot, Schwarzbraun, aufgemalten

¹⁾ Prähist. Ztschr. III (1911), Taf. 2—8 (G. Wolff).

²⁾ S. oben S. 64, 66. Spanien. Forrer, Bauformen der Steinzeit (1903), S. 48, Taf. IV. Mundolsheim und Kaßental im Oberelsaß: Anzeiger für Elsä. Altertumskunde, (1912) S. 256f. Michelsberg, Goldberg.

Ornamentik für eine Tochter der mykenischen Töpferei angesehen wurde, als die Wissenschaft ihre ersten Proben kennenlernte. Erst nach und nach ist ihr neolithischer Charakter und damit ihr zeitlicher Vorrang vor Mykene anerkannt worden, dann aber eine Überschätzung insofern eingetreten, als man nun diese südosteuropäische Gattung für die Mutter der Bandkeramik überhaupt halten wollte; die Donau hinauf, meinte man und meinen viele bis heute, habe sie sich entwickelt, die ganze Spiral-Mäanderkeramik in Süddeutschland und Österreich habe ihre Wurzel in Siebenbürgen und Südrußland. Ich habe das immer schon stilistisch für unmöglich gehalten; die Gefäßformen dort unten zeigen eine Mischung aus verschiedenen Stilarten, und ihre Ornamentik ist im Vergleich mit der einfachen und reinlichen an der mittleren Donau geradezu verwildert. Neuerdings sind mehrere äußere Gründe hinzugekommen, die für die Entstehung der Bandkeramik in Mitteleuropa ins Gewicht fallen. In Mähren und Böhmen ist, wie vorhin schon erwähnt, die Spiralkeramik die älteste überhaupt gewesen. In diesem ersten Auftreten haben wir eine bodenständige Entwicklung zu erkennen. Da diese Gegenden schon in paläolithischer Zeit besiedelt gewesen sind, kann die Spiralkeramik nicht erst mit dem Neolithikum von außen her eingeführt sein; sie muß vielmehr zurückgehen auf die Gefäße aus vergänglichem Stoff, die die Paläolithiker hier schon hatten, wie das ebenso der Fall ist in Westeuropa und meines Erachtens auch in Thüringen.

Des weiteren sind vor wenigen Jahren in Böhmen ein paar Gefäße aufgetaucht, die zeigen, wie früh dort schon die Malerei mit den alten kurbisförmigen und linear- oder stichbandverzierten Gefäßen verbunden ist. Sie sind beide aus der Gegend von Prag ¹⁾. Auf dem einen ist ein großes Spiralband eingeritzt, auf dem andern ein großes Zickzackband eingepunktet, und jedesmal ist über diese erste Verzierung eine zweite in Malerei gelegt, nämlich zwei Zonen von sehr sauber ausgeführten fortlaufenden Spiralen ²⁾. Die Malerei steht in schwachem, etwas ins Graue gehendem Weiß auf dem polierten schwärzlichen Tongrunde. Man glaubt hier geradezu die Erfindung der Vasenmalerei mitzuerleben, ebenso wie bei manchen Stücken der Palliardi'schen Sammlung. Die gemalten Spiralen sind so ängstlich-sorgfältig gezogen, wie wir es sonst kaum zu sehen bekommen. Die Farbe ist offenbar dieselbe, die bisher schon immer zur Füllung der eingeritzten oder eingepunkteten Linien gedient hatte. Man hatte sich eines Tages gesagt, daß es bequemer sei, sie gleich mit dem Pinsel oder einer Feder auf die glatte Fläche aufzutragen, als erst die ganze Zeichnung in die Fläche einzutiefen. Die Bequemlichkeit, das raschere Vorwärtswollen ist es immer, was eine Technik an die Stelle einer anderen setzt. So ist der Punktierstift abgelöst worden von der sich eindrückenden Schnur, dem Stempel, dem Rädchen, so der Furchenstich von der

¹⁾ Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst ², S. 297 1, 2.

²⁾ Schuchhardt, Vorges. v. Deutschland ² 1934 Abb. 70 b.

Ritzlinie und der breitgezogenen Kannelur, so sicher auch die Inkrustation von der Malerei.

Man könnte nun meinen, daß auch die Verwendung des bloßen Weiß die beiden böhmischen Gefäße an den Anfang der Maltechnik stelle. Dem widersprechen aber Palliardis Erfahrungen. Er hat in der älteren Periode immer mehrere Farben, Rot, Gelb und Braun, selten Weiß, verwendet gefunden.

Neben diesen bemalten Gefäßen fand er dann auch immer solche, bei denen eingetiefte Spiral- oder Mäanderbänder mit Farbe gefüllt sind. Erst in den darauffolgenden Siedlungen zeigte sich Weißmalerei auf natürlichem oder rot überfärbtem Grunde oder Rotmalerei auf hellem Grunde. Wir werden uns dabei zu erinnern haben, wie die rote Farbe im südlichen Kreise, mit dem der handkeramische ja nahe zusammenhängt, von jeher sehr beliebt gewesen ist, vom Paläolithikum an, und wie Röteln als Beigabe sich auch in den Gräbern der Wormser Gegend häufig findet.

Als ständige Begleiter seiner drei älteren Kulturen, der Spiralband-, Hinkelstein- und bemalten Keramik hat Palliardis den Schuhleistenkeil und die ihm verwandte flache Hacke gefunden, die überhaupt für die ganze Bandkeramik bezeichnend sind. Bei der bemalten Keramik erscheint neben ihnen das westeuropäische spitznackige Beil, das aber „mitunter eine langgezogene Trapezform annimmt“.

Aus Palliardis Beobachtungen geht so viel mit Sicherheit hervor, daß die bemalte Keramik unbedingt zu der in Mähren autochthonen Bandkeramik gehört, daß sie aber jünger ist als die geritzte und inkrustierte und offenbar aus ihr erwachsen. Ob sich diese Neubildung gerade in Mähren vollzogen hat, ist damit noch nicht gesagt. Denn es liegen bisher nur wenige Spuren bemalter Keramik aus den Nachbarländern vor.

Eine echt handkeramische Station, aber ganz ohne bemalte Keramik, ist Butmir bei Serajewo, eine Siedlung, die reiches Material an Gefäßen und Geräten geliefert hat¹⁾. Die Häuser haben die unregelmäßigen Bodengruben wie bei Worms, Eberstadt und Lixdorf, scheinen selbst aber rechteckig gewesen zu sein. Für die Gefäße herrscht eine etwas plattgedrückte Kugelform ohne Hals, die bald einen einfachen Standring, bald einen kleinen geschweiften, bald einen hohen zylindrischen oder eimerförmigen Untersatz erhält. Diese Anfügung eines Fußes zeigt ebenso wie im Mittelmeere, daß wir uns in einem fortentwickelten Stadium befinden gegenüber dem ursprünglichen weiter im Westen. Gelegentlich hat die Form auch einen stumpfen Bauchknick und eine Standfläche erhalten. Die Verzierungen bestehen durchweg in reinen laufenden Spiralen von sorgfältig kunstvoller Führung. Sie sind bald eingeritzt, bald in Relief aufgelegt, aber, wie gesagt, niemals gemalt (Abb. 80).

In Butmir begegnen uns ähnliche menschliche Tonfiguren, wie sie bei der

¹⁾ Radimsky, Hoernes, Siala: Die neolith. Station von Butmir bei Serajewo. 2 Hefte 1895 und 1898.

bemalten Keramik in Mähren zuerst auftraten und weiterhin im unteren Donau-gebiete viel vorkommen. Einige sind leidlich erhalten und zeigen ein in Zickzacklinien gemustertes Gewand. Diese allgemein „Idole“ genannten kleinen Figuren



Abb. 80. Steinzeitgefäße von Butmir bei Serajewo. a b ca. $\frac{1}{3}$, c ca. $\frac{1}{6}$.

sind für die Bandkeramik ungemein bezeichnend. Sie fehlen völlig im Norden und Nordwesten von Europa, sind aber vom Paläolithikum Südfrankreichs und Spaniens her dem ganzen Mittelmeere vertraut. Die Bandkeramik kennt sie in ihrer älteren Periode an der mittleren Donau, geschweige denn am Rhein und an Oder und Weichsel, auch nicht. An der Adriaküste aber, von Istrien bis Albanien hat die Bandkeramik mit dem Mittelmeere Sühlung bekommen, und hier ist nun ein reger Austausch entstanden.

Die Ornamentik der Butmir-Keramik findet sich unverkennbar wieder bei Schäßburg in Siebenbürgen, wo Prof. Seraphim eine prächtige Burg, ganz wie eine griechische Akropolis gestaltet, auf dem Wietenberge ausgegraben hat. Eine schöne Publikation darüber steht bevor.

Aus der weiteren Geschichte der Bandkeramik, das sei hier vorweg bemerkt, ihrer Vertreibung aus Deutschland, Zusammenballung in Österreich und dem westlichen Ungarn und Balkan, schließlich dem auffallenden Wiederaufleben des Stils in der Hallstattzeit dürfen wir für sie den Völkernamen der Illyrer entnehmen und als „Urillyrier“ schon auf die Frühperiode übertragen. Bis in's späte Altertum, ja 3. T. bis heute haben sich von der ersten großen Ausbreitung der Kultur her in Süddeutschland wie nördlich an Oder und Weichsel — am Rhein hat man noch nicht nachgeforscht — illyrische Orts- und Flußnamen erhalten. Bei Ptolemäus kommen in Betracht: für Mähren Asanka, Parienna,

Singona; für Böhmen und Schlesien Stragona, Nomisterium, Askaufalis. In Süddeutschland hieß der Bodensee noch in römischer Zeit lacus Venetus. Die Veneter gehören schon bei Herodot (I 196) zu den Illyriern. Bis heute aber



Abb. 81. Butmir, Spiralverzierungen. Nach Hoernes. 1/1.

sind illyrisch die Namen Scharnikpaß bei Mittenwald nach der alten Ortschaft Scarantia (M. Dasmer), Partenkirchen von Parthanum und der Lech = Licus.

Für den östlichen Teil Süddeutschlands ist längst ausgesprochen, daß manche der Ortsnamen auf -itz in Kärnten und Steiermark nicht slavisch, sondern illyrisch sind, z. B. Gladnitz und Lafnitz und so auch südlich Nürnberg der Flußname Rednitz, für den die alte Form Redantia überliefert ist. An der Donau ist Carnuntum illyrisch. Im Norden schließlich hat M. Dasmer die Neße mit ihrem Nebenfluß der Drawa auf die illyrische Liste gesetzt, sowie die Drewenz an der unteren Weichsel und die Ihna an der unteren Oder.

Die weiteren Epochen der illyrischen Vorgeschichte werden in den Kapiteln Lausitzer Kultur, Mykene, Illyrier zur Sprache kommen.

Mischkulturen an Elbe und Oder

Gegen Ende der vier alten artreinen Kulturen im deutschen Raume, der Michelsberger, Megalith-, Schnur- und Bandkeramik entstehen durch das Ineinandewirken zweier oder auch dreier von ihnen in verschiedenen Gegenden Mischkulturen. Eine solche war schon die Eberstadt-Großgartacher, die sich aus Hinkelstein unter nordischem Einfluß entwickelt hatte. Im östlichen Deutschland treten jetzt mehrere neben und nach einander auf. Ihre Entstehungsart zu bestimmen ist wesentlich erleichtert, seit allgemein erkannt ist, daß kein fremder Einfluß von draußen her mitgewirkt hat, sondern die auf deutschem Boden schon vorhandenen Eigenarten allein in Betracht kommen.

Die Vermischungen treten überall dadurch ein, daß Megalith- und Schnurkeramik sich energisch gegen Südosten vorschieben und dabei von der Bandkeramik, die sie immer mehr verdrängen, zunächst mehr oder weniger Eigentümlichkeiten selber annehmen. So hat die Walternienburger Kultur noch eine fast reine Megalithkeramik, nur wenig von der Schnurkeramik beeinflusst. Ihre Tochterkulturen Bernburg I, II und III haben aber dazu einiges Bandkeramische, und

noch stärker macht sich dieser Zug dann in der schon der Metallzeit angehörigen Aunjetitzer Kultur geltend. Die Rössener Kultur ist eine Mischung aus Megalith- und Bandkultur, und im Wesentlichen ebenso steht es mit den Oderkulturen

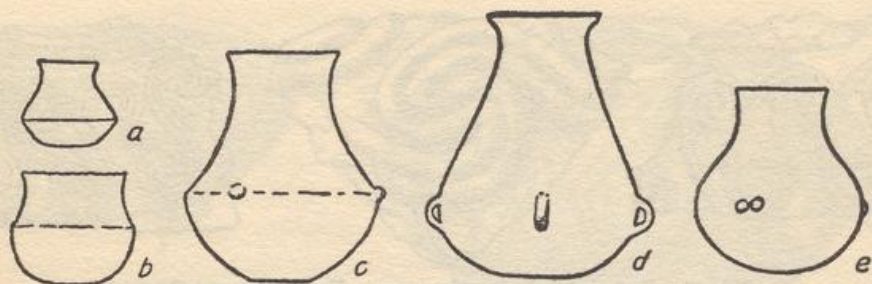


Abb. 82. Gefäße von Rössen b. Merseburg. Mus. Berlin.

von Noßwitz, Jordansmühl und Marschwitz, nur daß hier nicht die eine nordische Kultur, sondern gleich beide, die Megalith- und Schnurkeramik vereint auftreten, um die Bandkeramik aus dem Lande zu schlagen.

Walternienburg liegt unweit Magdeburg am rechten Ufer der mittleren Elbe, am Eingang in die Mark Brandenburg. Es hat aus einem großen Brandgräberfelde viele Tongefäße mit einigen nordischen Steinwerkzeugen geliefert¹⁾. Ganz megalithkeramisch sind die geradwandige Schüssel (XXVII 5) und der scharfgeschnittene Schulternapf (XXVII 1), nicht minder auch das ganze Ziersystem und seine Tiefstichtchnik. Neu ist vor allem eine Amphora (XXVII 2), sehr eßig, wie aus zwei aufeinander gelegten Schalen entstanden, mit etwas konischem hohen Halse darauf. In der Megalithkeramik gibt es eine Amphora überhaupt nicht, die übliche thüringische ist rundbauchig. Bei der nahen Nachbarschaft Thüringens wird aber die dortige Gewohnheit, eine Amphora zu verwenden, eingewirkt und zu der nun in nordischen, eßigen Formen hergestellten geführt haben.

Deutlich ist dann der Übergang von Walternienburg zu Burg-Molkenberg und Bernburg zu erkennen. Beim Schulternapf (XXVII 1) wird die eßige Schulter abgeglichen, so daß der doppelkonische Becher XXVII 6 und 9 entsteht und dann der weichlich gerundete XXVII 12. Der Bandhenkel entwickelt sich dabei noch zu größerer Breite. In derselben Weise zieht auch die Amphora (XXVII 2) Hals und Schulter zu einer einheitlichen Linie zusammen und kommt so henkellos bis zu ziemlicher Größe an den Fundplätzen der Mark vor.

Der Burg-Molkenberger Stil — als Walternienburg II zu betrachten — hat die derbmegalithische Stichverzierung in eine zierliche feinmaschige Flechtornamentik umgewandelt, die mit einer Federpule oder einem Kreuzhölzchen eingestochen ist und auch der Schnurkeramik gegenüber eine Neuerung bedeutet. (XXVII 7—9).

¹⁾ Prähist. Ztschr. IV 1912. S. 113 ff. (Goeße).

Später sind Schulternapf und Amphora von Walternienburg noch in der Weise umgewandelt, daß die Ecken von Schulter und Bauch gerundet werden (XXVII 8). So finden wir es nachher in der Lausitzer Kultur (XXVII 1. 2. 3). Und in ähnlicher Weise hat sich die Ziertechnik der Walternienburger zur Lausitzer Kultur hin entwickelt. Die Furche, die früher Stich für Stich eingetieft wurde, zieht man nachher bequemer gleich mit einem breiten Strich als flache Hohlkehle durch. In Walternienburg ist das schon sehr deutlich (XXVII 4), und in der Lausitz ist es dann ein Hauptmotiv.

Ganz handkeramisch sind die großen Bernburger Stücke XXVII 11, bei denen eine halbkugelige Schale ohne Boden auf einen Untersatz gesetzt ist. Da man nichts hineingießen kann, müssen sie eine besondere Bestimmung gehabt haben. Man hält sie gewöhnlich für Trommeln nach einer Analogie bei heutigen primitiven Völkern. Es sind aber entschieden Untersätze für kugelige große Gefäße, wie sie ähnlich grade in den Abarten der Bandkeramik oft begegnen (Taf. XXIX 4).

27. Der dritte wichtigere Mischstil ist der von Rössen bei Merseburg (Taf. XXVIII 2). Bei ihm ist die ganze Kultur stark handkeramisch, und nur die Keramik zeigt nordischen Einschlag. In über 80 Gräbern lagen die Leichen alle in Hockerstellung. Die Steingräber sind nach Form und Material alle mittel- oder süddeutsch: kein nordisches Feuersteinbeil ist darunter. Unter den Schmucksachen sind dicke marmorne Armringe und dünne Perlen aus Perlmutter. Unter der Tonware sind ein paar echte spiralkeramische Näpfe. Die Hauptmasse zeigt kugeliges Unterteil mit geschweiftem Hals darüber (Abb. 82), eine aus der Bandkeramik entwickelte Form. So sind auch die großen Prunkgefäße geformt, die aber eine dicke Verzierung in Tiefstich tragen. Das ist entschieden ein nordischer Zug. In den jüngsten Gräbern, die schon Brandbestattung haben, treten neuartige Schultervasen auf (XXVIII 8), wie sie auch sonst in Thüringen und am Harze vorkommen, und die entschieden von Walternienburg beeinflusst sind. Nach alledem werden wir in der Rössener Kultur noch handkeramisches Volk zu erkennen haben, das nur wenig vom Norden beeinflusst sich auf dem Rückzuge befindet.

An der Oder ist der Rückzug der Bandkeramiker sehr deutlich zu verfolgen. Die Megalith- und Schnurkeramiker sind gemeinsam an der Ostsee entlang vorgeedrungen. Bei Succase hat Prof. Ehrlich-Elbing kürzlich (1934) 11 rechteckige Pfostenhäuser, darunter mehrere mit Vorhalle mit viel Schnur- und ein wenig Megalithkeramik aufgedeckt. Die beiden Kulturträger waren also schon so miteinander verschmolzen, daß die Thüringer das nordische Haus angenommen hatten und die Vereinigten unbedingt Germanen genannt werden dürfen. In derselben Weise, mit noch getrennter Keramik, haben sie sich in die Uckermark geschoben und dort in kleinen Blockgräbern und Steinkisten ihre Spuren hinterlassen. Die Oder hinaufgehend haben sie dann aber mehrere Mischkulturen

gebildet. Im Koswitzer Typus bei Glogau im nördlichen Schlesien erkennt man etwas verändert die Thüringische Amphora und den nordischen Trichter- und Schulterbecher (Abb. 83). Weiter südlich im Jordansmühler Typus



Abb. 83. Gefäße des Koswitzer Typus.



Abb. 84. Gefäße des Jordansmühler Typus.

hängt in dem beutigen Krüge und dem Kelch noch die Bandkeramik an (Abb. 84), der Marschwitzer Typus schließlich ist fast reine Oderschnurkeramik. Ernst Wahle deutet in seiner sehr beachtenswerten „Deutschen Vorzeit“ (1933 S. 63 f.) diese Vorgänge schon sehr richtig, wenn er sagt: „Die späte Donaufkultur (die Bandkeramik) ist nicht mehr in der Lage das Vordringen des nordischen Kreises aufzuhalten, der sich von seinem norddeutschen Ausgangsgebiete her zunächst das östlich angrenzende Tiefland aneignet. In Niederschlesien schlagen diese Wellen an ein von Trägern der Bandkeramik dicht besiedeltes Gebiet. Das Ergebnis ist zunächst eine gegenseitige Beeinflussung; später folgt ihr die Unterwerfung des handkeramischen Kreises unter den nordischen, und zwar sowohl hier und in Südpolen wie in Böhmen, Mähren und Niederösterreich . . . das Schwergewicht des nordischen Kreises hat sich infolge dieser großen Ausbreitung nach Osten und Südosten aus dem nordwestlichen Teile von Niederdeutschland in den Raum zwischen Elbe und Oder sowie in das Flußgebiet der Saale verschoben“.

Der nordische Zug zum Balkan

Wir haben oben gesehen, daß an Stelle der alten westeuropäischen Rundhütte, die zu Anfang auch in den Meinsdorfer kleinen Kuppelhäusern wie in

den ovalen Stangenhäusern bei Frankfurt a. M. ihren Einfluß zeigt, zuerst in Norddeutschland das kräftige rechteckige Pfostenhaus mit steilen Wänden und einem Giebeldach getreten ist, wie sich hier schon in der Steinzeit auch das zwei-



Abb. 85. Tongefäße von Cherson. Nach M. Ebert, Präh. Ztschr. IV, 441.

teilige Haus mit Herdosaal und Vorhalle entwickelt hat und wie dieses dann mit dem nordischen Einfluß, der überhaupt in der Schussenrieder Kultur sich geltend macht, auch hierhergelangt ist. Für den weiteren Weg dieses Hauses fehlen noch vielfach die Marktsteine. Bei Dintscha östlich Belgrad sind rechteckige Pfostenhäuser freigelegt. Auch in Erösd im südöstlichen Siebenbürgen, in Südrußland und neuerdings in Cernavoda haben sich zur steinzeitlichen Keramik rechteckige Häuser gefunden. Am markantesten sehen wir die Vorhallenhäuser dann in Thessalien auf den Burgen von Sesslo und Dimini sowie in Troja, Tiryns, Mykene auftreten innerhalb einer Kultur, die ursprünglich durchaus dem Rundhause huldigt.

Mit dieser Feststellung ist der Beweis erbracht für die Hypothese, die Rudolf Henning in seinem Buche „Das deutsche Haus“ schon 1887 aufgestellt hatte. Henning fand, daß die Schilderung des Odysseus-Palastes bei Homer zutrefte auf das Vorhallenhaus, das im nordischen Kreise noch heute allgemein verbreitet ist und sich bis ins 17. und 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Er zog daraus den Schluß, daß diese Hausform altarisch sei und sich vom Norden aus nach der Balkanhalbinsel verbreitet habe.

Die weiteren Anhaltspunkte für einen nordischen Kulturstrom nach Südosten hin liegen in der Keramik. Formen, die für die älteste neolithische Töpferei des Nordens besonders charakteristisch sind, begeben sich auf die Wanderung. So findet sich die Kragenflasche (XXIV 2) in den spätneolithischen Kulturschichten von Schlesien (Jordansmühl) und Mähren (Stary Zamek, Bezirk Znaim)¹⁾. Die Kugelflasche aus den kleinen Dolmen ist die Mutter der Kugelampfore, die,

¹⁾ Palliardi, Wiener Prähist. Ztschr. I (1914), S. 20.

ebenfalls spätneolithisch, sich häufig im Königreich Sachsen und etwas verändert in Südpolen findet.

In bezug auf die Gefäßformen läßt sich am leichtesten der nordische Schulter-

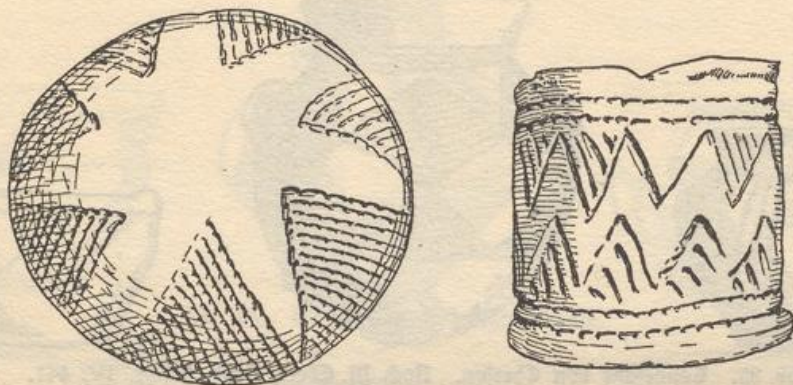


Abb. 86. Schale und Becher in Klausenburg. Nach Wofjinsky.

napf und die Walternienburger Amphora (XXIX 1, 2) verfolgen. Der Napf hat in Böhmen in Urbčany¹⁾ seinen Nachfolger. Die Amphora ist in Kostolež in Böhmen²⁾, in Wattina in Südungarn (XXXII 4) und noch in Thessalien (Abb. 91 a) zu erkennen. Daneben machen sich besonders in der Technik Schnurkeramik und Rössener Stil geltend. Eine klare Schnururne findet sich noch unter der pannonischen Keramik von Wattina (XXXII 5).

Schon in Südpolen verwandelt sich manches von der alten nord- und mittel-deutschen Horizontal-Vertikal-Ornamentik in hängende Bogen und geht dann so nach Ungarn hinein. Aus Tordos in Siebenbürgen gibt es einen ausgesprochenen Rössener Becher, wenn er auch einen Henkel erhalten hat und sein Rand schräg abgeschnitten ist, so daß er vorn höher steht als beim Henkel (Abb. 88 c). Aus der Scherbenmasse der Museen von Klausenburg, von Straßburg (Magyenyed), von Hodmezö Vasarhely läßt sich leicht noch eine Fülle gut Rössener Keramik zusammenstellen (Abb. 86)³⁾. Als letzte Spuren schnurkeramischen Einflusses aber wird man Gefäße wie die von Abb. 85 aus Cherson in Südrußland gelten lassen dürfen. Die Gefäßformen sind ganz nach den thüringischen gebildet und die Verzierung hat fast überall reinen Schnurcharakter. Bei Kiew ist auch eine Schale gefunden, ganz im Stile derer von Schönfeld bei Magdeburg.

Der Weg, den hier der Schnur- und Rössener Stil gegangen ist, hat die Weichsel hinauf- und den Dniepr und Dniestr hinuntergeführt. Es ist also schon derselbe Weg gewesen, den später, kurz vor der römischen Zeit, germanische Völkerzüge

¹⁾ Hoernes²⁾, S. 323, 8.

²⁾ Ebenda S. 321, 5.

³⁾ Wofjinsky, Die infrustrierte Keramik der Stein- und Bronzezeit (Berlin 1904), Taf. III—VII.

von der Ostsee zum Schwarzen Meere genommen haben. Es läßt sich aber noch ein anderer Weg erkennen, auf dem ebenfalls von der mittleren Elbe her die Kultur nach dem Südosten gedrungen ist. Der geht zunächst nach Süden in das



Abb. 87. Rössener Stil in Süddeutschland.
Nach Schliß, Pr. Ztschr. 1910.

Ostalpengebiet und von da die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel. Die Alpen waren im Diluvium ebenso vereist wie Norddeutschland. So ist ihre Kultur ihnen erst nach dem Verschwinden der Eisdecke von den Randländern her zugebracht und zeigt sich demzufolge von ihnen abhängig. Die nächste Zone war das Gebiet der Bandkeramik, die damit die erste Anwartschaft auf Kultivierung des bisherigen Gebirgsöblandes hatte. Der nordische Kulturstrom mußte dies Gebiet durchbrechen, um die Alpen zu erreichen. Er tritt deshalb hier nicht so geschlossen auf wie in Ungarn, vielmehr erscheinen die nordischen Elemente zumeist nur als Zierwerk, das sich auf die von der Bandkeramik oder auch der Pfahlbaukeramik bereits gelieferten Formen aufsetzt. Damit entsteht hier die „Pannonische Keramik“ die ihren vollen Charakter erst in der Bronzezeit entwickelt hat (s. unten S. 215 ff.).

Wiederum ist es Rössen, dessen Einwirkung uns zunächst deutlich entgegentritt. Wie sich in Süddeutschland vielfach die Neigung zeigt, die starren nordischen Formen des technischen Ornaments ins Pflanzliche und Blumige hinüberzuziehen, wie das senkrechte Sadenbündel auf den Hinkelsteintöpfen zuweilen zu einer Art Tannenbaum wird, das umlaufende Zickzack sich in Großgartach in Gestons verwandelt, so ist auch bei den Rössener Bechern an die Stelle der kleinen Bauchknöpfe eine Art Rosette getreten. Ihre Mitte bilden ein paar konzentrische Kreise, außen herum läuft ein Stransensaum. So steht die Figur auf einem Becher aus Heidelberg (Abb. 87) und so ist sie übernommen auf die Keramik der Pfahlbauten im Atter- und Mondsee. Die Becher von dort erinnern stark an die Kürbisform der Bandkeramik, aber die Verzierung ist ganz Rössen und auch in derbem Surchenstich angebracht (Abb. 88).

Ähnliche Rosetten finden wir auf der Laibacher Pfahlbaukeramik mit Vorliebe verwendet und daneben ein Rahmenwerk, dessen Herkunft sich ebenfalls unschwer feststellen läßt. Ein paar böhmische Gefäße bilden die Vorstufe. In Laibach schafft die Birnform ebenfalls den Grundtypus (Abb. 89). Zuweilen ist sie zur Amphora ausgewachsen, die dann der thüringischen sehr nahesteht. In die Schnur- und die Megalithkeramik zurück führt vor allem das sehr beliebte

breite Vertikalband mit Zangen- oder Zickzacksaum. Es ist schon im Norden das Überbleibsel einer ursprünglich vollständigen Überflechtung des Gefäßes. Die dazwischen verbleibenden Flächen werden durch gerade oder über Eck gestellte



Abb. 88. Tonbecher a b vom Mondsee, c aus Tordos.



Abb. 89. Steinzeitgefäße aus Laibach. Nach Hoernes.

Dierede oder auch Rosetten gefüllt. In diesen Einzelheiten zeigen sich mehrfach neue Motive, aber das Ganze atmet durchaus den großlinigen Stil der nordischen Flechtereie und kann kaum von woanders her angeregt sein (Abb. 89). Es sind auch ein paar primitive Menschenfiguren in Laibach vorhanden mit ähnlicher Verzierung; eine mit so klaren Linien um den Hals und vorn herunter, daß wohl eine vorn zu knöpfende Jade gemeint sein wird. Diese Figuren sind nichts anderes als die „Idole“ der Bandkeramik, und überblicken wir die Formen der Gefäße unsrer Abb. 87—89, so werden wir nicht verkennen, daß wir auch in ihnen Bandkeramik vor uns haben. Nach ihren Verzierungen ist es eine nordisierte Bandkeramik, und auf die Wanderschaft ist sie offenbar getrieben durch den Druck, den die neuen Germanen in Mittel- und Ostdeutschland auf sie ausübten.

Als indogermanisierte Illyrier werden wir die Rössener und Laibacher betrachten dürfen.

Weiter östlich finden wir einen ähnlichen Stil, stellenweise in Bosnien und reichlicher in Slavonien bei Drava Szarvas (nächst Esseg) und am Ducedol bei Ducovar (Abb. 90). Die Gefäßformen ahmen Rössen mit fugligem Unter- und geschweiftem Oberteil nach. Sie haben aber in Slavonien eine straffere Wandung und auch eine kleine Standfläche erhalten. Bei einem mehrmals vor-

kommenden kleinen solchen Gefäß (b) ist auf den Rand ein breiter wagrecht absteher Ring gelegt, der an sich schon an Korbstruktur erinnert, und außerdem ist noch das Unterteil des Gefäßes ganz mit Korbflechtmotiven bedeckt. Sonst ist



Abb. 90. Slavonische Keramik. Berliner Museum.



Abb. 91. Thessalische Gefäße von Dimini. Nach Tsuntas.

bei der slavonischen Keramik das Ornament spärlich verwendet; um den Bauchknick zieht sich ein mit Rauten gefülltes Band, der Halsteil wird durch weit auseinanderstehende Vertikalbänder eingeteilt, und in der Mitte zwischen ihnen sitzt eine Raute oder Rosette mit Franzen. Kräftig pflegt der Henkel, die Bernburger Zutat, verziert zu sein mit einem Fischgräten- oder Rautenbände oder einem Rahmen mit Diagonalkreuz darin. Dieses „Sanduhren“-Motiv ist ein Lieblingsstück der slavonischen Keramik. Die Verzierungen sind zum Teil in Furchenstich hergestellt, zum Teil in den Tongrund flach eingeschnitten.

In Thessalien sind in den älteren Teilen der Schichten, die massenhaft bemalte Keramik geliefert haben, auch einige Gefäße gefunden mit Tiefstich- und Schnittverzierung und einer Ornamentik wie der slavonischen. In dieser Gattung

kommt sogar die Form der Walternienburger Amphora vor (Abb. 91), und gelegentlich ist ein breiter Bandhenkel mit einer Rautenkette verziert¹⁾.

Die Art dieser von Mitteldeutschland bis Thessalien zu verfolgenden Keramik macht sich, wie wir nachher sehen werden, sehr bemerkbar in der mykenischen Vasenmalerei. Da ist sehr häufig der unten kuglige, oben geschweifte Becher mit weitgestellter Vertikalteilung am Halse und befranzten Rosetten dazwischen. Das Rautenband, das breite Band mit Dreiecksaum, die beide nur eine Derviel-fältigung sind der Bänder mit Diagonalkreuz zwischen sich, sind vom mykenischen Stile aufgenommen und mannigfach, oft ganz phantastisch, ausgestaltet worden.

Die bemalte Balkan Keramik

Bei dem lebhaften Forschungstrieb, der seit dem Weltkriege in Ungarn und den Balkanländern erwacht ist, hat sich eine große, vorläufig schier verwirrende Fülle von Material sowohl für die nordisch beeinflusste wie die reine Bandkeramik und dazwischen die alteinheimischen Formen ergeben. Nach unzähligen Fundplätzen werden neue Kulturen benannt. Ihr Verhältnis zueinander überall schon bestimmen zu wollen, davor warnen die Ausgräber selbst. Aber die Hauptlinien lassen sich doch erkennen, und mehr und mehr verbreitet sich die Überzeugung, daß es sich hier um die Mitte eines vom Nordwesten nach dem Südosten gehenden Stromes handelt²⁾.

Man spricht heute besonders viel von der „Büff“- und der „Theiß-Kultur“, früher „Lengyel-Kultur“ genannt, als den Vorstufen der bemalten Balkan Keramik. Die Büff-Kultur³⁾ ist im nordungarischen Mittelgebirge verbreitet, während die Theiß-Kultur südlich davon in Pannonien und an der mittleren Theiß sich findet. Sie sind einander verwandt und gehören in einen Rahmen zusammen mit der böhmisch-schlesischen Stichtkeramik („Hinkelstein“) und der Butmir-Kultur. Sie haben alle den Schuhleistenkeil, die Fußschale, die Idolplastik, und mehrfach beginnt schon die Gefäßbemalung. Gegen Ende der Büff- und Theiß-Kultur tritt mit Vollbemalung zunächst die Dimini-Gruppe auf, die etwas älter ist als Cucuteni und Crösd, und es folgt dann die ganze Blüte der alten Balkan Kultur.

Von Galizien durch Siebenbürgen, die Bukowina, Moldau, Bessarabien bis zur Ukraine, in der Wallachei, Dobrudscha und Bulgarien findet sich die hochstehende Kultur der bemalten neolithischen Keramik ausgebreitet, die vielfach noch nach ihrem ersten Hauptfundort Tripolje in der Ukraine bezeichnet wird, die aber im Wesentlichen handkeramisch ist und auch Thracien mitumfaßt, dessen

¹⁾ Tjuntas, Dimini und Sesslo 1908, Taf. 16.

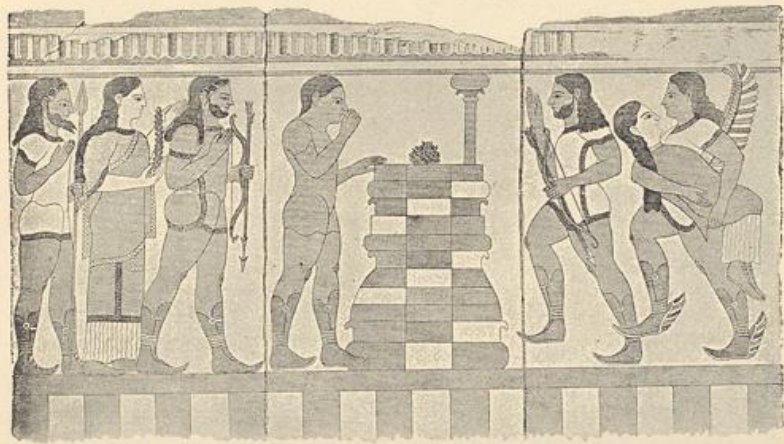
²⁾ H. Franjort, *Studies in Early Pottery of the near East* 2. London 1927. D. G. Childe, *The Danube in Prehistory*, Oxford 1929. H. Schroll, *Die Stein- u. Kupferzeit Siebenbürgens*, Berlin 1933. J. Nestor, *Der Stand der Vorgesichtsforschung in Rumänien*. 22. Bericht der Röm. Germ. Komm. Frankfurt a. M. 1933.

³⁾ Gefäße bei Ebert *Realexikon* XIV Taf. 7 b.



Schlafende Frau

Kleine Tonfigur aus der Grabanlage von Hal Saflieni, Malta. Etwa $\frac{2}{3}$.



Etruskisches Totenopfer. Tontafelbild aus Caere.
Nach Baumeister.



Der Ritt ins Jenseits. Relief von einer Aschentiste.
Nach Micali.

großer alter Zeit die homerischen Griechen sich nur noch sagenhaft, aber staunend erinnerten, der Zeit, die Orpheus, den ersten Sänger, hervorgebracht hatte, der mit seiner Kunst die Tiere des Waldes bezähmte und den Unterweltsgott rührte, der Zeit, die Schwerter schmiedete, die es ein Stolz war zu besitzen.

Dilettanten haben begonnen, diese Kultur ans Licht zu bringen. Ossowski in Galizien, Chwoikow in Kiew, am besten Julius Teutsch in Kronstadt. Dann ist Prof. Ernst v. Stern gefolgt, der in Bessarabien und der Ukraine jahrelang gegraben, den neolithischen Charakter der Kultur festgestellt und ihren zeitlichen Vorrang vor Mykene als erster behauptet hat. Nachher haben für das Berliner Museum Hub. Schmidt 1909 und 1910 in Cucuteni bei Jassy und Dr. Träger und ich 1917 in Cernavoda gegraben, bis nun nach dem Kriege die Fülle der Gesichte kam.

Die Arbeiten v. Sterns hatten schon ergeben, daß zur Kultur dieser bemalten Keramik Lehmhütten von 4—6 m Länge und 3—5 m Breite gehören, die einen aus Lehm aufgebauten oder als Grube in den Boden getieften Herd enthielten. Wenn er und andere (in Galizien und Südrußland) dann aber ähnliche, große rechteckige Räume, die in verbranntem Zustande aufgefunden wurden, für Gräber hielten, in denen man die Toten beigelegt hätte, um sie mitsamt dem ganzen Raume zu Asche zu verbrennen, so ist das ein Irrtum gewesen. Auch diese Räume waren Wohnhäuser, wir haben sie 1917 bei Cernavoda in einer Höhen-siedlung ebenso gefunden, und von menschlichen Resten ist in den v. Sternschen und anderen vermeintlichen Grabkammern außer einem beim Brande Verunglückten nie eine Spur gefunden. Zu der bemalten Steinzeitkeramik hat offenbar, wie in Lengyel (Südungarn), noch überall Hoßerbestattung gehört und die Leichenverbrennung ist also keineswegs von dieser osteuropäischen Erde ausgegangen¹⁾.

Wertvoll bleibt aber natürlich das reiche Inventar, das in diesen vermeintlichen Gräbern, die in Wirklichkeit Häuser sind, gefunden wurde. Es sind massenhafte Schalen und Näpfe, zum Teil mit Tierknochen oder Hirse darin, ferner Steinhämmer und Beile, Messer und Sägen aus Feuerstein, Ockerklumpen, tönerner Menschen- und Tierfiguren. Die von v. Stern in Petreny (Bessarabien) ausgegrabenen Häuser gehören der 2. Periode dieser bemalten Keramik an — nach der Unterscheidung, die uns Cucuteni gebracht hat —; die gelbrotten Gefäße sind weiß und braun bemalt und geglättet und unter ihren Formen ist die häufigste die Schulteramphora (Abb. 92).

Auf den Gefäßen von Petreny beginnt bereits eine Eigentümlichkeit, die wir nachher im ganzen Verlaufe des Altertums immer mit Südrußland verbunden sehen, nämlich die Tierornamentik. Die Spiralverzierung ist in diesen Gegenden so entartet, daß — wie besonders in Cernavoda — von der Zulauflinie und dem Spiralkopf oft nur eine Figur wie eine kurze Pfeife oder auch vom

¹⁾ Prähist. Ztschr. 13/14, 1921/22, S. 168 ff. (Schuchhardt).

Spiralkopf bloß ein Halbmond übriggeblieben ist. Wo nun solche Halbmonde hintereinander auftreten, verbindet man sie gelegentlich durch eine geschweifte Linie als Tierrücken, setzt vorn ein Köpfchen und hinten ein Schwänzchen daran,

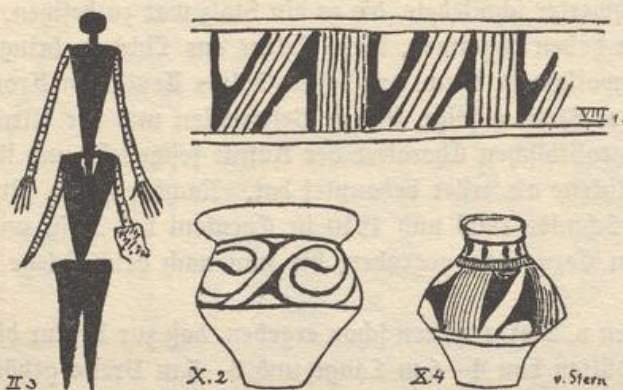


Abb. 92. Gefäße und Verzierungen von Petreny. Nach v. Stern.

und der kühn gespreizte Hund oder Löwe ist fertig. Zuweilen läßt man auch mitten aus dem Halbmonde den Hals und Kopf eines Tieres, wie einer Schildkröte, herauswachsen, und es entsteht so ein organisch ganz unmögliches Gebilde (Abb. 93 a b).

Cucuteni¹⁾ hat unseren Blick in dies ganze Kulturbild nicht unerheblich erweitert und vertieft. Es handelt sich dort um eine Burg auf einem aus höherem Gelände vorspringenden Felsplateau. Zwei Gräben umziehen es und stammen anscheinend aus verschiedener Zeit. Beide sind Spitzgräben von 3—4 m Tiefe. Der innere, wahrscheinlich ältere, ist schmaler und spitzer als der äußere und war absichtlich zugeworfen mit Steinplatten und gelblicher Erde, der andere enthielt graue Erde und nur wenige Steine. Der Rest eines Steinwalles war nur an einer Stelle des inneren Randes des Innengrabens erhalten, es scheint, daß er im übrigen in diesen Graben hineingeworfen ist. Wir haben also eine Befestigung vor uns, wie wir sie am Rhein auf dem Michelsberge, bei Mayen, Armitz und Plaidt, in Württemberg auf dem Goldberge kennengelernt haben, und wie sie im unteren Donaugebiete auch auf dem Wietenberge bei Schäßburg und in Monteoru bei Buzau festgestellt ist.

Im inneren Burggraben fand sich eine etwas andere Keramik als im äußeren, wie denn auch auf der Burgfläche sich mehrfach zwei Perioden der Besiedlung mit etwas voneinander abweichendem Inventar erkennen ließen. Die Ausgrabung stieß hier überall auf die Schutthäufen von verbrannten Häusern, die aus Holz und Lehm gebaut gewesen waren. Öfter lagerte über einem unteren Schutthaufen ein oberer, der also jünger war und entsprechend andersartige Funde enthielt. Am deutlichsten spricht in dieser Beziehung die Keramik. Die

¹⁾ Hub. Schmidt, Cucuteni, Berlin 1932.

Gefäße der ersten Periode zeigen des öfteren noch die kugelige Form des Kürbis mit nur geringer Schweifung am Halse (XXIX 1). Unter ihnen sind auch einige Stücke, die noch keine Bemalung haben, sondern nur eingeritzte und ge-



Abb. 93. a Schematische Darstellung, b Wirkliche Tierornamentik in Petreny.

glättete Bänder. Dazu kommen Gefäßuntersätze mit hohem geschweiften Fuß (4), als Zeichen, daß die Gefäße dieser Periode noch vielfach der Standfläche entbehren, schließlich bauchige Töpfe mit Standring, ohne Hals (vgl. Butmir!) (2) und schlankere mit geschweiftem Oberteil (3).

Die Verzierung dieser Gefäße verwendet mit Vorliebe die liegende S-Spirale, daneben sind aber fast immer an ein großes, quer durchlaufendes Band Bogen, Halbovale, Striche oder Punkte gehängt, um den verbleibenden Flächenraum zu füllen. Die Malerei der ersten Periode verwendet drei Farben: Weiß, Rot und Schwarzbraun. Das Zierband wird in Weiß aufgetragen, mit Rot eingefast und der Grund schwarz abgedeckt.

Gegenüber der biederplumpen Einfachheit dieser erstperiodigen Gefäße erscheinen die der zweiten Periode fein und zierlich. Die Formen sind elegant mit Ecken und Schweifungen. Sie haben stark nordischen Einfluß erfahren, wie man an den abgehenden Schultern bei 6 und 8 und dem Auftreten der Schüsselfn 7 und 9 erkennt. Die Verzierungen zeigen vierteilige Bänder und an Stelle der Spiralrolle ein mannigfach phantastisch umgestaltetes Auge (Taf. XXIX 10). Die großen Amphoren, wie XXIX 10, scheinen mit ihren hängenden Schultern auf die Form zurückzugehen, die schon in Rössen in einigen Beispielen, groß und klein (vgl. XXVIII 2), und dann öfter in Lengyel auftrat.

Unter den Ornamentmotiven von Cucuteni II sind verschiedene, die sich nachher auf andere Kulturen des Südostens vererbt haben (Abb. 94 a—c), so die Schwellbänder in den Spiralköpfen (a), die uns noch spät im skythischen Südrußland wiederbegegnen, die eigenartigen Halbrunde an Vertikalbändern (b), die der Kyanosfries in Tiryns hat, und die großen raumfüllenden Punkte (c), die nach Malta, Kreta, Mykene gegangen sind.



Abb. 94. Ornamentmotive von Cucuteni II.
Nach Hub. Schmidt.

Auch die Maltechnik hat sich in der zweiten Periode sehr geändert. Es wird nur noch die schwarzbraune Farbe verwendet, und zwar um wie bisher den Grund abzudecken und damit die Verzierung in der natürlichen Tonfarbe hervortreten zu lassen. Die Farbe wirkt so glänzend, als ob es Firnis wäre; die Wirkung ist aber nur erreicht dadurch, daß das Gefäß nach der Bemalung mit einem glatten Stein oder Knochen poliert wurde.

Unter dem Geschirr der 2. Periode hat sich das Unterteil einer großen Fußschale der grauen Ware von Troja VI, die Schliemann „lydisch“ nannte, gefunden. Es scheint also, daß die letzte Kultur von Cucuteni bis an die frühmykenische Periode, 1600 oder 1500 v. Chr., hinabreicht.

Ungemein reich war die Ausbeute an Keramik in Cucuteni und ebenso reich auch an Geräten. Von Feuerstein, der dort selten ist, fanden sich schön gearbeitete Pfeilspitzen und Messerklingen, die geschliffenen Flachbeile dagegen waren aus einem harten Kalkstein und die spärlichen durchlocherten Äxte aus verschiedenem Gestein. Weiter fanden sich Dolche und Pfriemen aus Knochen, Perlen und Anhänger aus Stein, Knochen, Ton.

Die kleinen menschlichen Figuren sind fast alle weiblich (Abb. 95). Die Tracht ist in ihrer Faltung und Verschnürung durch Ritzung oder Bemalung dargestellt. Die Figuren sind selten ganz erhalten. Wo es der Fall ist, sehen wir, daß die Arme nur durch Stümpfe angedeutet sind und die Beine von den Knien ab fast regelmäßig zu einer Spitze zusammengedreht, offenbar um in den Sand oder in einen Untersatz gesteckt zu werden. Die Figuren scheinen den in einen Tonsockel gesteckten Stiften aus Thessalien (oben Abb. 48) zu entsprechen und

werden also ebenso wie die kretischen und trojanischen „Idole“ in Ahnennischen der Häuser aufgestellt gewesen sein.

Neben den unendlich vielen Steingeräten sind in Cucuteni auch einige



Abb. 95. Idole von Cucuteni. $\frac{1}{4}$.

Metallstücke aufgetreten, zur zweiten Periode gehörig. Es sind ein paar Geräte aus reinem Kupfer: ein breitblattiger Dolch mit vier Nietlöchern, ein Flachbeil und eine Lochaxt, ferner ein bronzenes Armband und ein paar eiserne Pflriemen. Die kupfernen Stücke tragen ganz den Charakter der ältesten Metallzeit Mitteleuropas, auch das Bronzearmband hat seine Analogie im Westen. Die eisernen Pflriemen aber, die man für viel später halten sollte, haben neuerdings in frühest metallzeitlichen Gräbern Bulgariens ihre Parallelen erhalten, so daß auch sie der alten Burgkultur von Cucuteni angehören müssen.

Hubert Schmidt hatte schon in Cucuteni Schnurkeramik mitgefunden, und neuerdings ist sie reichhaltiger in einer Kultur von Cucuteni-Charakter bei Oussatova nächst Odessa aufgetreten, einer Siedlung mit 7—8 Thüringischen Einzelgrabhügeln (Mulde mit Steinen und Erdmantel darüber). G. Rosenberg-Kopenhagen¹⁾ hat das 1931 benutzt, um die längst begrabene These von der Urheimat der Indogermanen in Südrußland wieder aufleben zu lassen. E. Wahle ist ihm 1932 darin gefolgt, indem er die Schnurkeramiker, die auch nach seiner Meinung in Deutschland die Germanen, Kelten und Illyrier indogermanisiert haben, aus Südrußland kommen läßt, und H. Güntert hat 1934 in diesem Sinne sein Buch „Der Ursprung der Germanen“ geschrieben, das starke Beachtung findet. Die Kultur von Oussatova ist aber doch stark handkeramisch. Rosenberg sagt, die bemalte Keramik habe Cucuteni-Charakter; er schildert die Idolplastik und die kupfernen oder bronzenen Dolchblätter. Da der nordische Einschlag in der Kultur der bemalten Balkankeramik längst erkannt ist, kann das Auftreten

¹⁾ G. Rosenberg, Kulturströmungen in Europa zur Steinzeit. Kopenhagen 1931.

von Schnurkeramik in Cucuteni, in Cherson, in Odessa nicht Wunder nehmen. Schwer vorstellbar wäre aber, wie die Schnurkeramik sich aus dem südrussischen Verbände von bemaltem Geschirr, Idolen, Dolchklingen gelöst und für sich allein

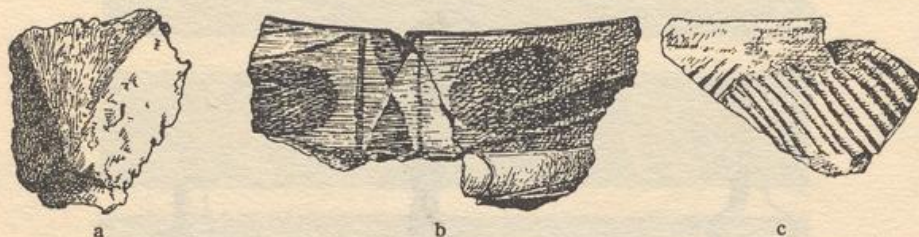


Abb. 96. Cernavoda: a Lehmkapitell $\frac{1}{13}$, b c Scherven bemalter und kannelierter Tonware $\frac{1}{4}$.

die Wanderung nach dem Baltikum und Deutschland angetreten hätte. Man verwechselt hier wieder Anfang und Ende einer langen Entwicklungsreihe, so wie man einmal vom „Jütischen Becher“ die ganze Thüringische Verwandtschaft ableiten wollte und von den Lausitzischen Ausläufern in Niederösterreich die ganze Altlausitzische Kultur.

Eine stark von Cucuteni wie von Petreny abweichende Keramik, die schon zu dem besonderen bulgarischen Kreise gehört, fanden Dr. Träger und ich im Herbst 1917 bei Cernavoda in der Dobrudscha¹⁾. Es war eine Hügel-siedlung, deren Häuser dicht aneinandergeschlossen einen Streifen von 5—6 m Breite und über 30 m Länge bedeckten. Der Baublock bestand aus rechteckigen Lehmhäusern, deren Bauart sowohl die verbrannten Lehmpanen mit ihren Rohr- und Holzabdrücken wie die Pfostenspuren im Lehmestrich anzeigten. Der Fußboden lag $1\frac{1}{2}$ m unter der heutigen Oberfläche. Auf ihm fanden sich Stücke von der dicken Ummantelung der nur 4—6 cm starken Holzständer und sogar ein Stück mit Bogenansatz nach links und rechts als primitives Kapitell einer Holzsäule (Abb. 96 a).

Diese geschlossene Häuserreihe, deren Fußboden $1\frac{1}{2}$ m tief lag, war verbrannt, das Rohrdach und die Holz- und Lehmwände waren in die Räume gefallen und hatten alles, was darin war, mit einer halbverziegelten und verschlackten Masse zugedeckt. Die großen Schüsseln, die offenbar an den Wänden gehangen hatten, lagen zerschellt mitten in der Stube. Nur am Rande oder in der Ecke des Zimmers standen gelegentlich kleinere Gefäße, die ganz geblieben waren²⁾. Ein Herd war in keinem der Zimmer zu finden.

Unter dieser überall klaren Bauschicht war mehrfach noch eine ältere zu erkennen, die bis 4 m tief hinunterging und eine etwas andere Keramik lieferte als die obere, nämlich schwarzpolierte unverzierte von slawonischem Charakter,

¹⁾ Prähist. Ztschr. 15, 1924 S. 9—27 (Schuchhardt).

²⁾ Das war genau der Befund, den man in Bessarabien und Südbulgarien für absichtlich ausgebrannte Grabkammern gehalten hatte.

Die bemalte Balkaneramik

darunter den Rand eines halslosen Topfes ähnlich Butmir (vgl. Abb. 81). Die obere, verbrannte Schicht war ebenfalls noch steinzeitlich; sie lieferte ein großes Feuersteinbeil, unpoliert, breit- und dicknackig, dazu Harpunen und ein- oder



Abb. 97. Cernavoda. Bemalte Näpfe und Schüsseln. a $\frac{1}{4}$, b $\frac{1}{8}$, c $\frac{1}{6}$.

zweischneidige Messer, die noch fast paläolithisch anmuteten; die einzigen Metallspuren waren einige Klümpchen Kupfer oder Bronze. Die Keramik dieser oberen Schicht war die rotweiß bemalte und polierte. Die Hauptform ist eine Schüssel wie unsere Milchsette mit betonter eckiger Schulter. Sie kommt als große Familienschüssel, als handlicher Napf und als ganz kleines Schälchen vor. Die Verzierung zeigt zumeist verderbte Spiralmotive, von denen oft nur Halbmonde übrigbleiben, aber es treten auch die in Slavonien so beliebten Rosetten und das Sanduhrenmotiv auf (Abb. 96 b). Die Gefäße sind zuerst mit Rötel gefärbt, dann poliert und mit weißer matter Farbe so bemalt, daß die Zierbänder ausgespart wurden. Die Spiralen usw. erscheinen also rot auf Weiß, nicht wie in

Cucuteni I weiß auf Rot. Zuweilen ist mit dem Weiß Graphit verwendet, der gut poliert wie eine Altfilbereinlage wirkt (Abb. 97).

Neben der bemalten Keramik steht eine andere: naturbraun mit aufgelegten,



Abb. 98. Cernavoda: Braune, rauhe Ware. $\frac{1}{8}$.

oft schräggedrehten Umschnürungsfäden (Abb. 98). Das größte Stück ist eine Schulteramphora, dazu Töpfe und mehrere Deckel. Diese einfache Keramik fand sich mit der bemalten in denselben Räumen zusammen. Beide Arten kommen auch gemeinsam an den bulgarischen Fundstätten im Gouvernement Schumen und in Ostrumelien vor. Fast alle Formen und Ziermuster von Cernavoda kehren dort wieder, so daß wir rechts der Donau eine geschlossene Kulturprovinz vor uns haben. Sie zeigt gegenüber Cucuteni, das im wesentlichen handkeramisch ist, etwas mehr nordischen Einschlag: in der Form der Schulterkühnkel, der Schulteramphora, auch der Rosetten- und Sanduhrenmotive. In dem weiten Bereich dieser ganzen Donau-Balkan-Kultur finden sich in jeder Landschaft etwas andere Formen und Verzierungen. In bewegten Zeiten, wo Völkerwellen sich vorschoben, sich vielfältig zerteilen, die Teile bald so, bald so mit Einheimischen sich mischen, erklärt sich das leicht. In der letzten Steinzeit an Elbe und Oder war es so, und in der Hallstattzeit der mittleren Donau werden wir es wieder so sehen.

In Bulgarien ist ein Hausmodell mitgefunden, rechteckig mit eingeschnittenen Rundfenstern (Abb. 99a). Dazu tritt dort in Menge der große Kübel (Abb. 99b), der seine Fortsetzung jenseits des Kaspischen Meeres in Anau findet (Taf. XXIX 11).

Als Verzierung begegneten in Cernavoda mehrfach Knöpfchen, größer oder kleiner, dichter oder weiter auf dem Gefäße verteilt. Häufiger fanden wir sie 1918 bei Craiova und am hübschesten in Deva auf dem Krüge Abb. 100a. Wir haben hier die steinzeitliche Vorstufe für die Knöpfchen- und Buckelverzierung, die in Malta auf dem verschiedensten Geschirr, sogar Löffeln sich findet und in Kreta auf großen Tonfässern. Auch in Mykene tritt sie auf Goldsachen aus den Schacht-

gräbern auf¹⁾, und gewiß steht mit ihr in Zusammenhang die Verwendung der großen runden Punkte in Cernavoda (Abb. 97b), Cucuteni (Abb. 94c), Malta (Abb. 59) und Mykene (unten Abb. 144b).

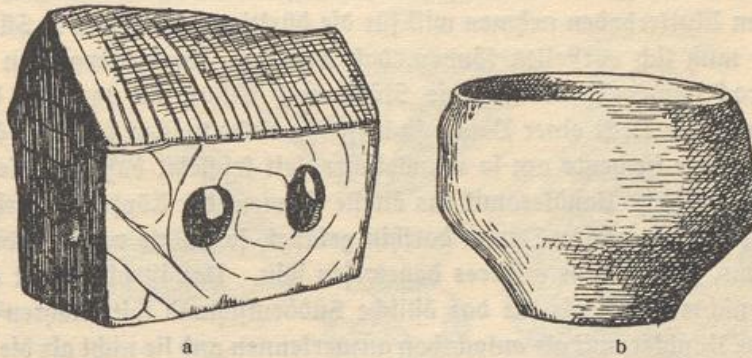


Abb. 99. Bulgarien. a Hausmodell, b Kübel. Nach R. Popoff.



Abb. 100. a Knöpfchen-Krug von Deva, Siebenbürgen.
b Sadenkrug von Kreta, Hagia Triada.

Vergleichen wir diese reich und vielseitig entwickelte untere Donaufkultur mit den handkeramischen Formen an der mittleren Donau, so wirkt sie wie die üppige barocke Ausgestaltung von kleinen, einfachen, naturgemäßen Anfängen. Die eine oder zwei Formen der Mitteldonau-Keramik, das Bomben- und das Birnengefäß, sind in ihrer Reinheit nirgend mehr erhalten. Auch die primitive Einfräzung der Zierbänder kommt nirgend mehr vor; die wenigen kleinen fugeligen Becher mit nicht gemalter Verzierung zeigen ihre Spiralbänder in raffinierter Weise als breite Höhlkehlen eingetieft und besonders poliert. Die weiteren Formen aber, wie die Töpfe, Vasen und Amphoren, die Untersätze und Deckel gehen völlig über den Kunst- und Gedankenkreis der mitteldonauländischen Töpferei hinaus. Und

¹⁾ Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² 1891, 252, 253.

ebenso ist es mit den Verzierungen. Stellen schon die nicht gemalten eine bedeutende Verfeinerung gegenüber der mittleren Donau dar, so sind die gemalten eine phantastische Weiterentwicklung, ein zügelloses Sichausleben jener einfach natürlichen Bildungen. Wer diese ausgewachsene Buntheit von Formen und Linien zum Mutterboden nehmen will für die dürftige Einfachheit in Süddeutschland, der muß sich vorstellen können, daß aus dem überschwenglichen Schmuck einer Barockzimmer-Ausstattung die Stühle und Tische, die tannene Tafelung und die geweißte Decke einer Bauernstube sich zurückentwickelt hätten. Eine derartige Annahme ist heute um so unmöglicher, seit feststeht, daß in Schlesien und Mähren die einfache Bandkeramik das älteste Element der Töpferei überhaupt ist. Wäre sie von der unteren Donau dorthin gelangt, so müßte vorher, vom Mesolithikum aus, schon etwas anderes dagewesen sein. Das ist aber nicht der Fall. So bleibt nichts übrig, als für das östliche Süddeutschland mit Mähren-Böhmen die einfache Bandkeramik als autochthon anzuerkennen und sie nicht als die Tochter, sondern als die Mutter der weiter östlich auftretenden verwandten, aber entwickelteren Stile gelten zu lassen.

Thessalien, Anau und Susa

Behalten wir die schon in ihrem Hauptgebiete selbst gemachte Beobachtung im Auge, daß die bemalte Steinzeitkeramik in so viel landschaftlichen Verschiedenheiten auftritt als bisher Fundstellen für sie erschlossen sind, so werden wir die in Thessalien wie in Apulien und Sizilien erscheinenden Gattungen ohne Bedenken als zu dem großen Kreise gehörig ansehen.

In Thessalien hat der griechische Archäologe Tsuntas schon vor 30 Jahren mit den Burgen Dimini und Sesfio einen reichen Quell erschlossen und die Engländer Wace und Thompson haben nachher an mehreren anderen Stellen das Werk fortgesetzt. Tsuntas brachte als größte Überraschung die Grundrisse der beiden Burgen, die in einem rundlichen Mauerring wie Troja II auch als Hauptstück ein Megaron hatten mit dem Herd im Hauptsale und mit einer flachen Vorhalle, in die man nach den erhaltenen Pfostenlöchern zwischen zwei Säulen eintrat, also dasselbe Haus, das wir in Deutschland jetzt bis in die Steinzeit zurückverfolgen können und das nachher in Troja, Tiryns, Mykene der Typus des Herrscherpalastes ist.

In der thessalischen Keramik kommen verschiedene Einflüsse zusammen. Die umbänderte große Amphora von Lianokladi, Abb. 101a, kann man glattweg Schnurkeramisch nennen. Die andere Amphora, Abb. 101d, von fast derselben Form hat in breiten Schrägstreifen eine eigenartige Voluten- und Hafenkombination, die schon in Mähren in Palliardi's Material vorkommt. Die nordisch geformte Schale, Abb. 101b, hat Mäander- und Schachbrettmuster, und nur die kleine Schnürbeutelvase, Abb. 101c, ist west- und südeuropäisch.

Der in Apulien und Sizilien auftretende Zweig dieser bemalten Balkan-
keramik zeigt im übrigen wieder landschaftliche Verschiedenheiten. Der Krug
von Partanna (Abb. 102a) verrät nordische Form (Walternienburg), das Fäßchen
102 b hat Beziehungen besonders zu Orchomenos.

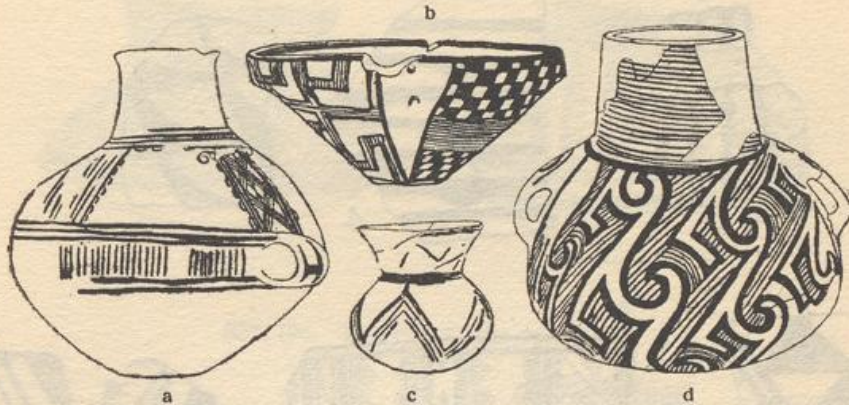


Abb. 101. Bemalte Steinzeitgefäße aus Thessalien. Nach Wace-Thompson, a, c $\frac{1}{8}$, b, d $\frac{1}{4}$.

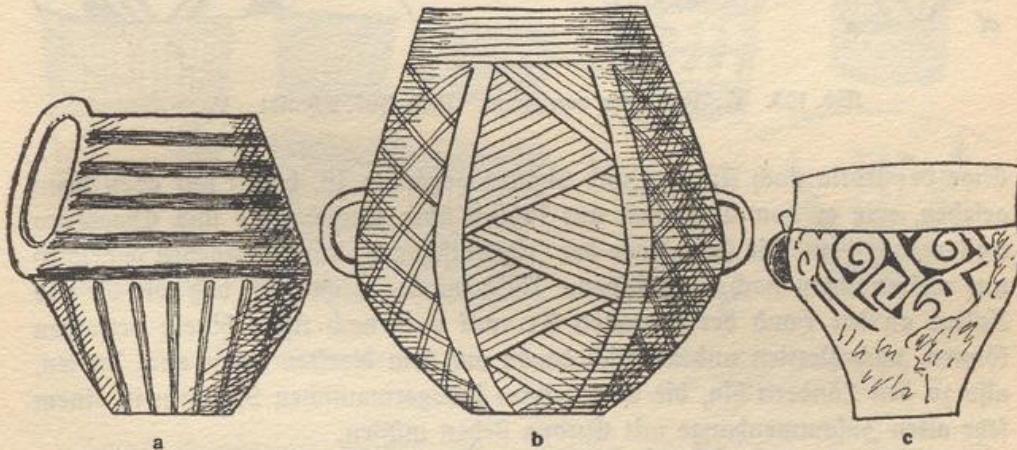


Abb. 102. Bemalte Keramik der frühen Bronzezeit in Sizilien und Apulien,
a b Partanna bei Palermo $\frac{1}{2}$, c Molfetta.

In Thessalien sind in dieser Kultur ein paar Erscheinungen aufgetreten, die
entschieden auf das Mittelmeer hinweisen. Bei Rini haben die Engländer ein
dreiteiliges Ovalhaus freigelegt mit einem Höckergrabe davor, und an
anderer Stelle fanden sie kleine Steinzyylinder als Miniaturnachbildungen west-
europäischer Menhirs (Abb. 48). Solche Dinge gemahnen uns, nicht zu vergessen,
daß Thessalien ein Küstenland ist, das auch von der See her allerhand Einflüsse
erfahren hat. Als ich 1913 von Malta nach Athen kam, fand ich im dortigen
Museum aus Thessalien stammend dieselben merkwürdigen kleinen Toneier wieder
und ganz ähnliche breite Tonsiegel (Pintaderas) mit geometrischen Verzierungen,
wie sie mir in Daletta aufgefallen waren. Es muß immer zwischen dem west-

lichen Mittelmeere, Spanien, Sizilien, Malta und der Ägäis ein reger Verkehr bestanden haben. Dafür liegen auch in Tyrins und in Troja die Beweise zutage. Wie aus dem Balkanreise heraus der erste nordische Einfluß über die Valona-

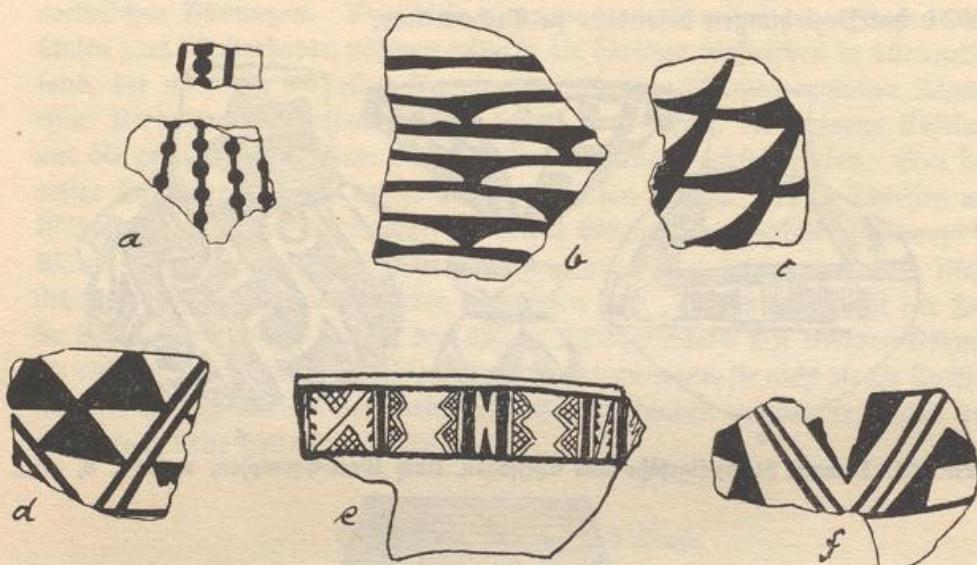


Abb. 103. Gefäßscherben von Anau. Nach Hub. Schmidt. $\frac{1}{3}$.

Enge der Adria nach Apulien und Sizilien gegangen ist, haben wir oben schon gesehen, wie er von Thessalien aus südlich über Orchomenos und Chaeronea weitergewirkt und die Grundlage der „mykenischen Kultur“ abgegeben hat, wird uns weiter unten noch beschäftigen. Nicht minder wichtig ist, daß wir dieselbe Kultur an der Hand der bemalten Keramik auch nach Asien hinein verfolgen können, nach Persien und nördlich davon auf dem direkten Wege nach Indien, also zu den Ländern hin, die wegen ihrer indogermanischen Sprachen in einem sehr alten Zusammenhange mit Europa stehen müssen.

Bei Anau nächst Aschtabad am Nordrande von Persien, auf der Mitte der Bahnstrecke vom Kaspischen Meere nach Merw, hat 1904 Hubert Schmidt als Teilnehmer an der amerikanischen Pumpelly-Expedition zwei große Kurgane aufgedigelt mit Gräbern, die im ganzen 4 Kulturschichten übereinander enthielten. Die unterste davon hat bemalte Keramik von der Art der balkanischen, und zwar in Hofergräbern, was schon ein ganz europäisches Zeichen ist. Unter den Gefäßformen dieser Schicht ist die weitaus häufigste ein fast zylindrischer Kessel, der unten rasch sich zu einer ganz schmalen Standfläche zuspitzt (Taf. XXIX 11). Er erinnert außerordentlich an die Form, die im bulgarischen Gebiet oft mit gefunden wird (Abb. 99b), und die Übereinstimmung wiegt um so schwerer, als diese Form meines Wissens sonst noch nirgends vorgekommen ist. Daneben stehen verschiedene rundliche Formen, von denen diese und jene der europäischen Band-

keramik verwandt ist. Für die Verzierung mit Dreiecks- oder Schachbrettmustern ist man ebenfalls um europäische Parallelen nicht verlegen. Die Farben sind wie in Europa Rotbraun und Schwarzbraun und zuweilen ein Deckweiß für den Grund.



Abb. 104. Bemalte Gefäße von Susa.

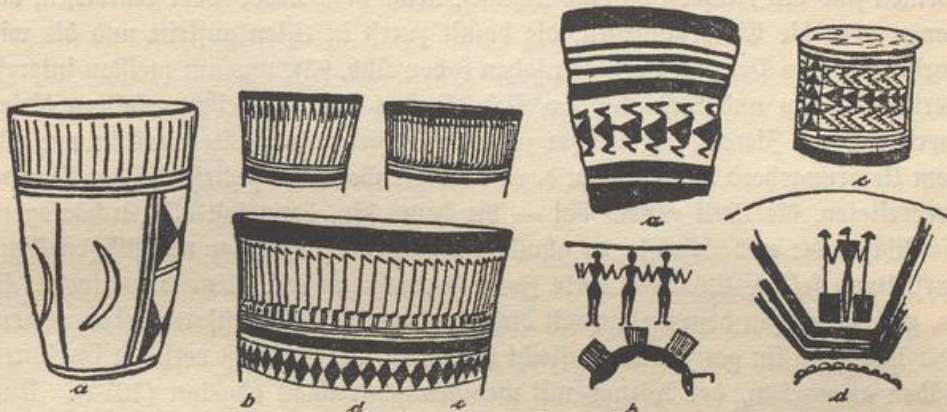


Abb. 105. Becher von Susa.

Abb. 106. Ziermotive,
a b Mussian, c d Susa.

In der Ornamentik, die Spiralen vermeidet und sich ganz an Flecht- und Schnürmotive hält, ist eine Eigentümlichkeit, die einerseits nach Petreny zurück-, anderseits nach Susa und dem benachbarten Mussian vorausweist, das ist die Neigung der Maler, Winkel, die durch Kreuzung der Linien entstehen, weich auszufüllen, so wie Schneewehen an einer Mauer sich aufwölben (Abb. 92 und 103 b c). Auch diese Besonderheit ist so einzigartig, daß man sie wohl als Leitmotiv benutzen darf. Daneben kommen in Anau öfter Linien vor, die man Knotenstriche nennen darf (Abb. 103 a) und auch sie, die sonst nirgend anderswo bekannt sind, kehren ebenso in Mussian wieder.

Susa und Mussian war das sehr ertragreiche Ausgrabungsfeld des Franzosen de Morgan: Bergsiedlungen mit mehreren Kulturschichten übereinander, in der untersten bemalte Keramik mit den ältesten Formen von Kupfer- und Bronze-

beilen (= Troja II und El Argar). Unter den Gefäßen sind kleine amphorenförmige, die ohne weiteres an die Urmutter von Walternienburg denken lassen und auch in ihrer Flechtverzierung ganz europäisch wirken (Abb. 104). Die Haupt-



Abb. 107. Schüsseln von Susa.

formen sind ein Becher und eine Schüssel, beide vom Leder- oder Kürbisstil, bei denen aber die Tierornamentik, die damit zuerst in Asien auftritt und die wir vorher schon in Petreny beginnen sahen (oben Abb. 93), uns am meisten interessiert. Petreny und Susa-Mussian sind die frühesten Erscheinungsorte dieser merkwürdigen Zierart, die nachher zu den verschiedensten Zeiten und immer mit dem Ursprungsherd in Südrußland, von wo die Goten sie schließlich über Europa verbreiteten, die Welt genügt hat — bis heute hin, denn fast alle Archäologen, Kunsthistoriker und Ethnologen glauben immer noch, aus der realistischen Tierdarstellung sei die linear erstarrte Form hervorgegangen. Um so wertvoller ist es, gewissermaßen dem Geburtsort dieser phantastischen Kunstform beizuwohnen. Der Becher ist im ganzen als Geflecht behandelt, der Rand ist verstärkt in dichten Säden angegeben, der Körper mit wenigen senkrechten abgetan (105a). Nun bemächtigt sich die Phantasie dieser einfachen Linien. Im Randstreifen bekommen sie erst oben einen Haken (b), dann auch unten eine Umbiegung (c), dann wird der obere Haken zu einem Kopfe und die untere Umbiegung zu einem kleinen Körper, an den zwei kurze Beine gefügt werden (d). Nur auf diesem Entwicklungswege ist die langgestreckte Form und die dichte Reihung der Tierchen zu verstehen. Wo die Kunst frei ist von technischer Überlieferung, kommt man auf solche Wunderlichkeiten nicht.

Bei den Schüsseln ist das Geflecht wohl am augenfälligsten. Den Mittelpunkt bildet wie noch heute bei jedem ordentlichen Panamahute ein kleines Viereck, bald zum griechischen, bald zum Malteserkreuz gestaltet. Um diesen Teil schlingt sich gewöhnlich der erste Ring, in der Mitte folgt der zweite und am Rande der dritte (107a). Diese stark betonten breiten konzentrischen Ringe sind durch feine, dichte Radialfäden miteinander verbunden, eine höchst einfache und gar nicht anders als auf Flechtereie zu deutende Verzierung. Nun beginnt aber das Leben: die Ringe werden an zwei oder auch vier Stellen geöffnet, offenbar in der Idee,

daß hier stärkere Bänder aufsteigen sollen. An den Öffnungsstellen werden die letzten Fäden umgelegt und in der Wandung besonders befestigt (107 b), und bald werden sie auch hochgestellt und an ihrem Ende umgefickt. Bei der vierteiligen



Abb. 108. Ornamente von Nussian.

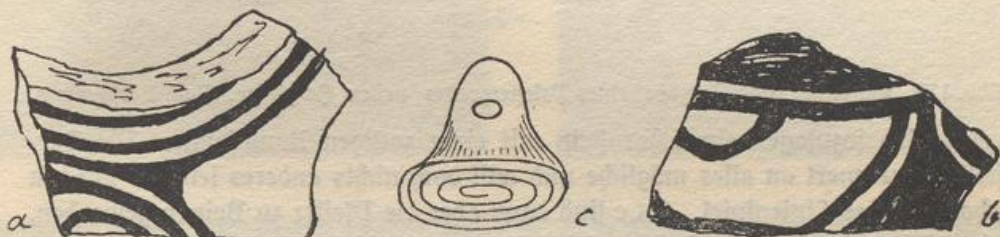


Abb. 109. Knopffiegel und Tonscherben aus China. Nach H. Schmidt.

Schüssel b ist so einmal ein kammförmiges Gebilde entstanden, dessen Eckrönungen sich schon danach sehnen, Tierköpfe zu werden. Und richtig hat sich auf einer weiteren Stufe dieser ganze gehörnte Kamm in einen vierbeinigen Steinbock verwandelt. Die Schüssel 107c zeigt als eine von vielen die alten festen Ringe aufgelöst. An ihre Stelle ist ein Treppenornament getreten, dessen Stufen erst der inneren, dann der äußeren alten Ringlinie folgen. An den Stellen, wo die Ringlinie frei bleibt, ist oben das Kammuster, unten ein Steinbock eingesetzt. In diesen Beispielen schreitet die Entwicklung so folgerichtig fort, daß man sie unmöglich umstoßen und etwa glauben kann, aus dem Steinbock sei das völlig halbrunde und noch gar nicht einmal Kammuster zu nennende Ornamentstück von Schüssel 107a hervorgegangen.

Ganz grotesk tritt die Verwandlungskunst auf in der Reihe, die Abb. 108 zusammenstellt. 108a zeigt ein aus dem Schachbrettmuster hervorgegangenes etwas

verlottertes Motiv von zusammenstoßenden Vierecken. In b ist eine Reihe dieser schraffierten Vierecke gewissermaßen als Brückenpfeiler hingestellt; über jedem Intervall liegt eine giebelförmige Verbindung, und auf der Spitze jedes Giebels

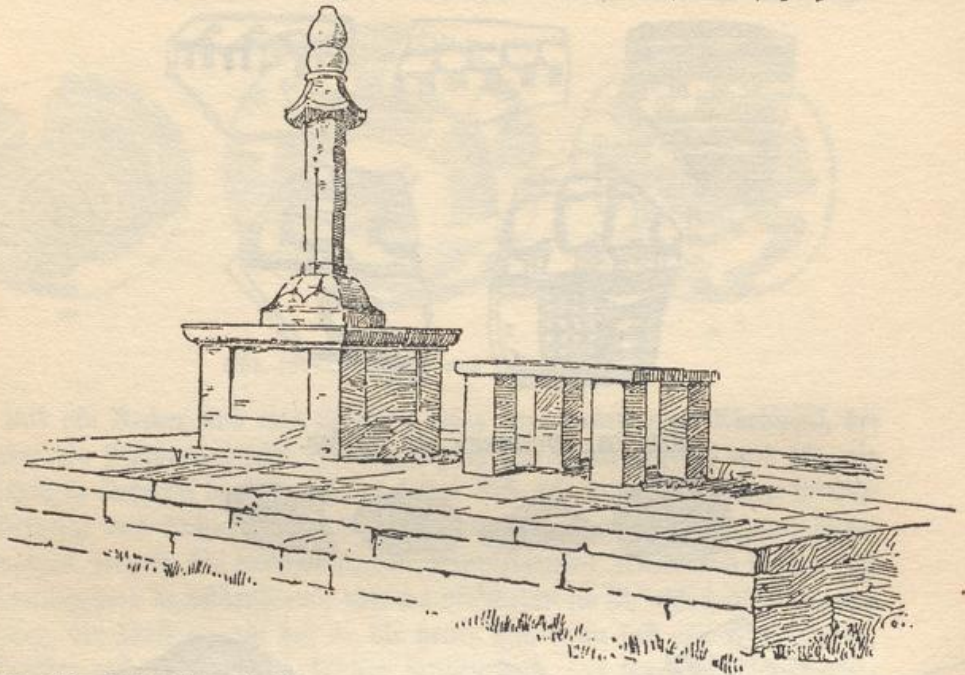


Abb. 110. Opfertisch und Pagode eines Priestergrabes neben Sa-yü-sze. Nach Börschmann. erhebt sich sozusagen ein Schornstein mit einer zackigen Rauchfahne. Die Darstellung erinnert an alles mögliche und will doch nichts anderes sein als nur ein phantastisches Linienenspiel. In c sind dann aber die Pfeiler zu Beinen geworden, die Dächer zu einem dreieckigen Tierleibe und die Schornsteine zu aufgeredten Hälsen mit zackiger Mähne. In d hat sich die geschlossene Kette in einzelne tierähnliche Gebilde aufgelöst, das Dach ist aber in einem starken Bündel noch deutlich, auch sind nur drei Beine vorhanden, entsprechend den drei Vertikallinien des alten Pfeilers, und Hals und gabelförmiges Geweih sind noch sehr wenig porträtähnlich. Aber in e tritt uns dann ein sauberlicher Steinbock mit vorschriftsmäßigen vier Beinen und gutem Kopf und Gehörn entgegen. Auch bei dieser Entwicklungsreihe ist es natürlich ganz unmöglich, sich aus dem Steinbock rückwärts den Schornsteingiebel und die Schachbrettvierecke entstanden zu denken.

Schließlich kristallisieren sich auch ein paar Menschenfiguren in dieser Ornamentik, und zwar aus Dreiecken mit seitlich anhaftenden Zacken, die zunächst Brust und Arme abgaben (Abb. 106). Das Menschlein d faßt ein paar speerartige Dinge, weil die Dreiecke, wie in c, häufig von seitlichen Linien eingefast waren. Übrigens war in Petreny (Abb. 92) auch schon eine angehende Menschenfigur vorhanden aus aufeinandergesetzten Dreiecken, wie in 106a und c entstanden.



1

2

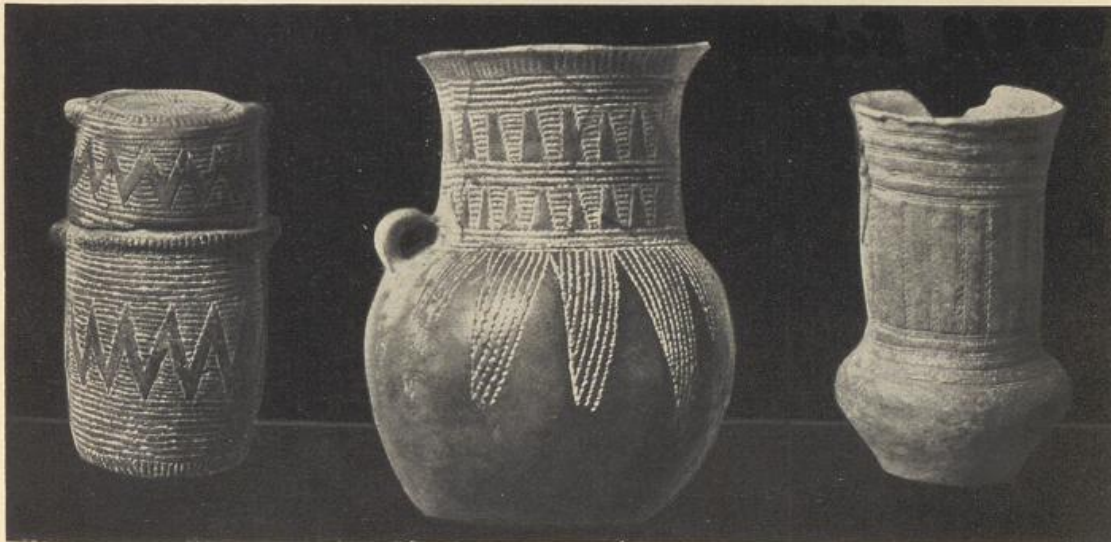
3



4



5



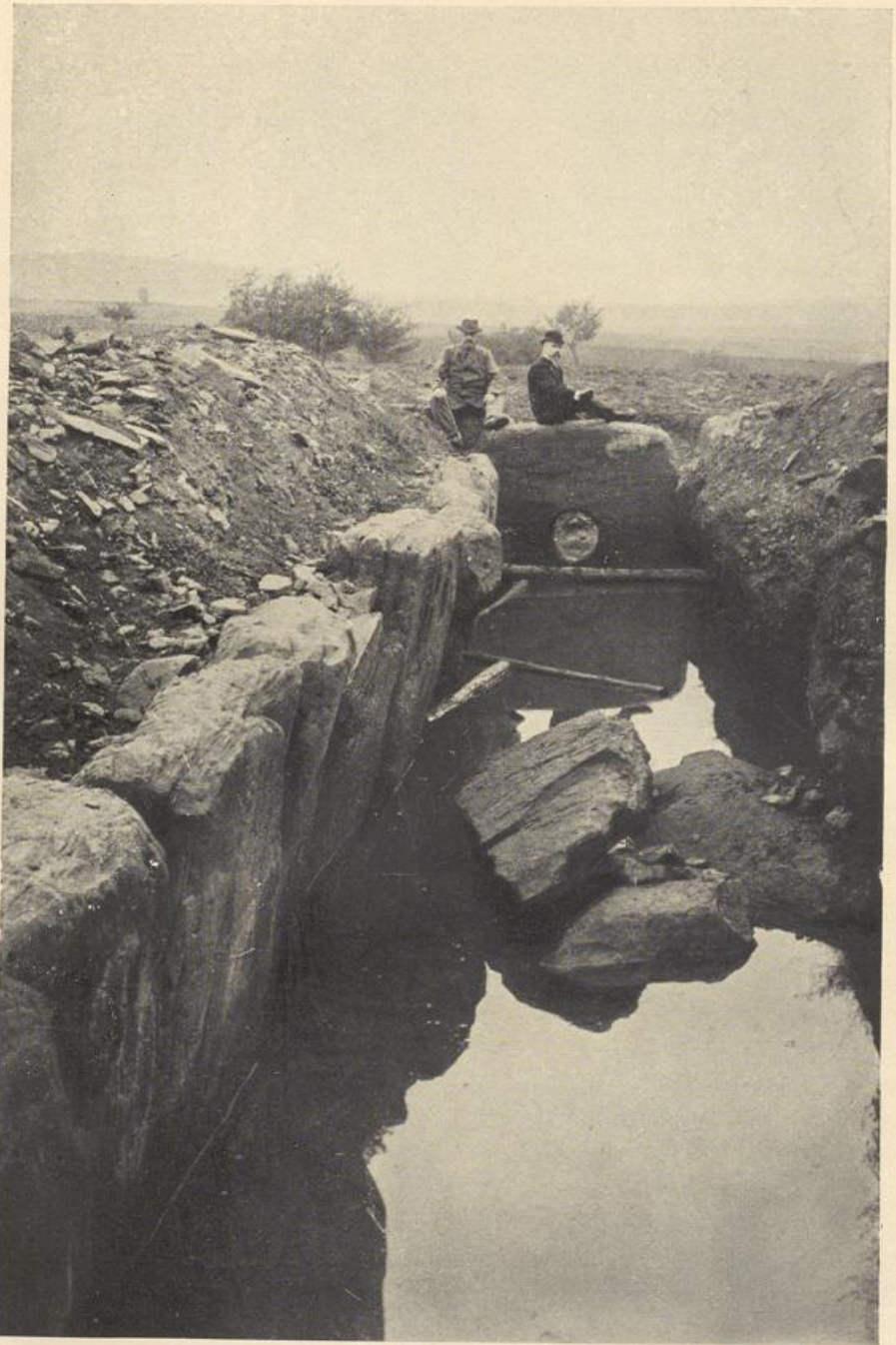
6

7

8

Megalith- und Schnurkeramik

1—3. Aus dem Osnabrückschen, Berl. Mus., $\frac{2}{5}$, 4. Aus dem Denghog auf Sylt, Kieler Mus., $\frac{1}{7}$,
5. Von der Berliner Museumsinsel, Berl. Mus., $\frac{1}{4}$, 6—8. Aus Thüringen (Köttschen, Merseburg),
Berl. Mus., $\frac{1}{4}$.



Steinfiste bei Züschen, Waldeck. Nach Boehlau.

Die aus der Kammform hervorgehenden Tiere der Susa-Schüsseln werden wir in Troja wiederfinden, den Gänsemarsch des Geflügels in Mykene und Hallstatt.

Gewiß gibt es zu denken, wenn dieses merkwürdige Ausblühen dieses einfachen alteuropäischen Ornamentes zu Tierandeutungen erst beim Eintritt in den gestaltenreichen Ostkreis sich vollzieht; aber darum etwa die ganze bemalte Balkan Keramik etwa als asiatisch anzusehen, wie heute manche möchten, liegt wahrlich kein Grund vor. Wenn sie das wäre, würde sie uns sicher reine Tier- und Menschengestalten vorführen. Der europäische Strom ist, als er die naturalistische Bildungsfreude des Ostens kennen lernte, davon nicht unberührt geblieben; aber er hat die neuen Bilder nun keineswegs einfach nachgeahmt, sondern ist treu bei seinem Linienpiel geblieben und hat es nur durch einige Anleihen beim Lebendigen grotesk belebt. Das Bezeichnende an der Tierornamentik ist hier wie später überall, daß sie immer ein Linienpiel bleibt, und daß die Andeutungen des Lebens nur wie einige aufgesetzte Lichter erscheinen. Das aber ist ein durchaus europäischer, um nicht zu sagen germanischer Zug.

Der Einmarsch von Europäischem nach Asien, der sich hier archäologisch aufzeigen läßt, findet seine gewichtige Parallele in der Sprachenwanderung derselben Zeit, die uns die Bogasköi-Texte haben erkennen lassen¹⁾. Sorrer findet zwischen 2500 und 2000 v. Chr. das „Urindische“ am Südfuße des Kaukasus. Die Wanderung ist aber viel weiter gegangen als die indogermanischen Sprachen in Asien reichen. Die Ainos im nördlichen Japan, deren härtige Männer alle aussehen wie Leo Tolstoi, wiesen immer schon auf ein sehr altes Vordringen von Europäern in diese Gegenden. Die Turfan-Expeditionen von Grünwedel und Lecoq haben uns lebensgroße, blauäugige und rothärtige Tocharen gebracht. Jetzt hat der schwedische Forscher Anderson in der chinesischen Provinz Honan steinzeitliche Spuren der bemalten Balkan Keramik gefunden (Abb. 109 a b). Dazu treten Knopfsiegel und Spiralzeichen wie von Troja und Ägypten (109 c d). Angesichts dieser merkwürdigen Beziehungen, die Landeskundige heute schon stark zu vermehren wissen, darf man wohl auch an den altmitteländischen Menhir- und Säulenfund denken, wenn man Grabanlagen wie die von Abb. 110 aus China zu sehen bekommt.

¹⁾ E. Sorrer, Die acht Sprachen der Bogasköi-Texte. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1919, S. 1041 bis 2109, jetzt auch in Eberts Reallex. „Altkleinasi. Sprachen“ (Joh. Friedrich).